

VOLKS-TRIBÜNE.

Social-Politisches Wochenblatt.

Die „Berliner Volks-Tribüne“ erscheint jeden Sonnabend früh. — Abonnements-Preis für Berlin monatlich 50 Pfg. pränumerando (frei ins Haus). — Einzelne Nummer 15 Pfg. Durch jede Post-Anstalt des Deutschen Reiches zu beziehen. (Preis vierteljährlich 1 Mk. 50 Pfg.; eingetragen unter Nr. 867 der Zeitungspreislifte für das Jahr 1889.)

Redaktion und Expedition:
S. O. (26). Oranien-Strasse 23.

Inserate werden die 4 spaltige Petit-Zeile oder deren Raum mit 20 Pfg. berechnet. — Vereins-Anzeigen: 15 Pfg. Arbeitsmarkt: 10 Pfg. — Inseraten-Aufnahme in der Expedition: Oranien-Strasse 23.

Ausgabe für Expediteur:
„Merkur“ Zimmer-Strasse 54.

Nr. 27.

Sonnabend, den 6. Juli 1889.

III. Jahrgang.

Der Tod Wilhelm Hasenclevers. — Nachklänge zu den Streiks. — Berufskrankheiten der Arbeiter. — Fürst Liechtenstein über die soziale Frage. — Die französische Arbeiterdichtung. III. — Judenthum und Papstthum. Gedicht. — Novelle. — Ländliche Tagelöhner. III. — Zu den Streiks. Politische Nachrichten. — Gewerkschaftliches. — Vereine und Versammlungen.

† Wilhelm Hasenclever. †

geb. 19. April 1837 zu Arnshagen,
gest. 3. Juli 1889 bei Berlin.

Der Tod hat in der jüngsten Zeit rasche Ernte gerade unter den erprobtesten Genossen gehalten. Als ob er mit unseren Gegnern verschworen wäre, hat er den unerhörten Opfern, mit denen uns behörlige und private Verfolgungen zu erdrücken versuchten, neue und schwere Verluste hinzugefügt.

So ist nunmehr auch Wilhelm Hasenclever in den rüstigsten Mannesjahren seinen Freunden Kämpfer und Kämpfer gefolgt; nur war es ihm — wie er selber wohl wohl hätte — nicht vergönnt, kämpfend bis zum letzten Athemzuge auszuharren: ein tödliches Schicksal traf ihn. Bereits früher aus den Reihen seiner Mitstreiter und hielt ihn lange Monate hindurch in geistiger Unmachtung fest, aus der er nie wieder erwachen sollte.

In ihm, dem alten Lassalleaner und letzten Präsidenten des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins verkörperte sich zugleich ein Abschnitt der Entwicklung der Sozialdemokratie. Aus bürgerlichen Kreisen stammend, hatte er sich im Beginn der sechziger Jahre der rein politischen Demokratie angeschlossen, der er als Journalist und Redner seine Kräfte widmete, bis der zündende Beckruf Lassalles auch ihn traf und ihn in die sozialistische Strömung hineintrieb. Von da ab hat er mit seiner reichen Arbeits- und Lebenskraft unermüdet dem Proletariat gehiebt. Die Lassalleaner erkannten seine Verdienste neidlos an, indem sie ihn 1866, bereits zum Sekretär, 1868 zum Kassierer und 1871 endlich — als Herr v. Schweizer aus der Leitung scheidend — zum Präsidenten ihres damals 5300 Mitglieder starken Vereins ernannten. In dieser Stellung entwickelte H. ein hervorragendes Agitations- und Organisations-talent: der Allgemeine Deutsche Arbeiterverein umfaßte 1873 über 19 000 Mitglieder, sein Organ hatte 11 000 Abonnenten. Trotzdem dachte H. niemals daran, mit seinen Freunden eine Sonderstellung zu beanspruchen, und man wird es ihm immer zur höchsten Ehre anrechnen, daß er 1874 für die Vereinigung mit den Eisenachern mit gewohnter Thätigkeit eintrat und so die Verschönerung der beiden Bruderparteien wesentlich mit schaffen half.

In allen Wandlungen seines vielbewegten Lebens, in Noth und Gefahr, unter tausendfachen Sorgen und Kämpfen ist dann der Hingehiebene seinen politischen Idealen treu geblieben. Was er in den letzten Jahren — als einer der fleißigsten und gewandtesten Schriftsteller und der erfahrensten und angesehensten Parlamentarier — der Sozialdemokratie war, das wissen alle deutschen Arbeiter aus eigener Erfahrung.

Sie werden ihn an seinem Grabe ehren, wie sie die Besten aus ihren Reihen stets geehrt haben — und sie werden seinen letzten Willen getreulich erfüllen, indem sie selber unverzagt für die Freiheit und das Wohlergehen des ganzen Volkes den Kampf fortsetzen, in dem der Verbliebene zu früh hinsank.

Ihm war nur der Frieden des Todes beschieden — wir werden den Lebenden den Frieden erkämpfen und in diesem Ringen möge uns sein Bild stets anfeuernd voranschweben.

Die Beerdigung findet am Sonntag Vormittag 10 Uhr von der Leichenhalle des Friedhofes der Freireligiösen Gemeinde aus statt.

Weitere Pressstimmen über die Bestrafung des Kontraktbruches und die Streiks.

Die „Kreuzzeitung“ behandelt die Frage in ihrer besonderen Art, kann aber nicht umhin, den nationalliberalen Grubenbaronen des Rheinlandes einige derbe Wahrheiten zu sagen. Es heißt da u. a.:

Zu Exekutoren des Großkapitals . . . will die Dortmunder Handelskammer das deutsche Reich, Sr. Maj. den Kaiser und die deutsche Armee degradieren . . .

Der Massenkontraktbruch soll bestraft und die „thatsächliche Straffreiheit für Heberei beseitigt“ werden. Unter „Heberei“ ist jede Volemil gegen die Praktiken und die Anschauungen der Zehnerverwaltungen zu verstehen. Es giebt nämlich nur eine Heberei gegen die Arbeitgeber, eine Heberei gegen die Arbeiter ist ein nicht existirender Begriff . . . Die Herren wollen den Staat bloß dann eintreten lassen, wenn es ihnen zum Profit gereicht: fürchten sie das Gegentheil, so sind sie die reinsten Mandchetermänner . . . Das ist der Patriotismus des Geldsackes! Der Staat soll den Zehner die Arbeiter an Händen und Füßen fesseln und dann ihnen „ruhig“ das Weitere „überlassen“. Hoffentlich werden die Herren sich darin gründlich irren . . .

Wie könnte ein Monarch sich so weit erniedrigen, und seinen Thron selbst so unterminieren, der Scherze einer Plutokratie (einer durch ihr Geld herrschenden Klique) gegen die eigenen Landesfinder zu sein.

Ebenso resultatlos dürfte der Appell der Handelskammer an den Fürsten Bismarck verlaufen. Man erinnert sich, daß der Kaiser in seiner letzten Reichsrede seine frühere Zugehörigkeit zu „französischer Welt“ verneinte, und man weiß, wie Stahl über den Kampf des Sozialismus gegen den Großkapitalismus dachte. „Gegen dieses selbstfüchtige und profane Eigenthum . . .“ sagte er, „ist der Krieg des Sozialismus nicht ohne Berechtigung.“

Ein Punkt mag hier schließlich noch erwähnt werden. Die Handelskammer spricht in der Eingabe von der „Autorität“ der Zehnerleute, indem sie gegen die Einigungsämter polemisiert, die „alle Autorität untergraben“ würden. Wir sind als Konservative gewiß überall, wo es nur irgend angeht, für die Autorität, aber hier kann mit Verlaß zu bemerken, von Autorität gar keine Rede sein . . . Die industrielle Entwicklung hat in unserer modernen Zeit dazu geführt, daß die Arbeiter zum Arbeitgeber in einem Verhältniß stehen, wie der Kaufmann zu seinen Kunden. Wie zum Kaufmann der Kunde kommt, um für Geld eine Waare einzukaufen, so verkauft der Arbeiter dem Arbeitgeber seine Arbeitskraft für Geld. Von irgend welchem ethischen idealeren Verhältniß ist keine Rede. Konvenirt einem Theile der Kontrakt nicht mehr, so geht man auseinander, und die Trennung erfolgt ohne Schmerzen, weil jeder dem andern fremd, jedem das Wohl und Wehe des andern sehr gleichgültig ist. Unter solchen Umständen berufe man sich doch nicht auf die „Autorität“. Die Autorität bedingt ein patriarchalisches Verhältniß. Ein jegliches Recht hat Pflichten als Korrelat, wobei aber die meisten modernen Großindustriellen eine „Autorität“ über ihre Arbeiter herzuweisen vermöchten, begreifen wir nicht. Die Arbeiter bekommen für ihre Thätigkeit eine entsprechende Geldentschädigung — volle tont. Sie können gehen, wenn sie wollen, niemand vermag sie zu halten, und man kann sie auch fortjücken, wenns beliebt. Wir verstehen nicht, wie dieses kapital-geschäftliche Verhältniß durch irgend welche „Autorität“ geheiligt wird. Hat aber einen Kaufmann auch der Kunde „Autorität“?

Unter der „Kreuz-Ztg.“ steht natürlich der National-liberale Deckelhäuser, der in einem Artikel der von ihm ressortirenden „Deutschen Arbeiterzeitung“ unter Bezugnahme auf die Erscheinungen bei der jüngsten Lohnbewegung die Einführung einer strafrechtlichen Verfolgung des Kontraktbruches erörtert und einer solchen Einführung nicht abgeneigt ist, „mindestens für solche Berufs-kategorien, wo die Folgen eines Streiks, wie im Kohlenbergbau, tief in das ganze wirtschaftliche Leben der Nation eingreifen und wo jeder streikende Arbeiter so viele andere Arbeiter außer Brod setzt.“ Als ob das nicht jede Waarenzurückhaltung zum Zwecke der Preistreibung seitens der Kapitalisten auch thäte. Will Herr Deckelhäuser diese Millionäre und Spekulanten auch ins Gefängniß setzen?

Die „Preussischen Jahrbücher“ schreiben — und wir sind dieser freikonservativen und freiwillig gouvemementalen Zeitschrift sehr dankbar für ihre Offenheit:

Man muß die Entschlossenheit haben, die sogenannte Koalitionsfreiheit einzuführen. Man muß die Arbeiterausschüsse und Einigungsämter einrichten und dann verfügen, daß jede Aufforderung zur Arbeitseinstellung strafbar, jede Versammlung, Organisation, Bildung von Unterstützungsfonds untersagt ist, wegen Zwistigkeiten, die nicht vorher in dem Einigungsamt verhandelt worden sind. . . . Fällt dessen Spruch zu Gunsten der Arbeitgeber aus, so können die Arbeiter zwar nun doch noch streiken — ein Recht, das man ihnen unmdglich nehmen kann — aber die Zwischenzeit ist doch für die Arbeitgeber ein großer Gewinn.“

Also Einigungsämter, damit die „Arbeitgeber“ Zeit gewinnen, die nöthigen Kulis aus der Provinz oder dem Auslande heranzuziehen, um so die alten Arbeiter mürbe zu machen. Vielleicht schlägt demnächst ein findiger Kopf noch vor, daß das „Einigungsverfahren“ immer ein Vierteljahr zu währen habe, mindestens aber so lange, als bis die nöthigen „Streikbrecher“ und „Scabs“ herangeschafft sind oder bis die Arbeitsfaison zu Ende ist.

Die „Deutsche Volkswirtschaftliche Correspondenz“, ein Schutzollblatt, wendet sich weniger an die Gesetzgebung wie an die Kapitalisten selber. Sie meint, und auch für diese Offenheit sind wir zu Danke verpflichtet:

Man wird im Wiederholungsfalle solcher Streiks die aus deren Mißerfolg für die Streitenden zu ziehende Lehre eindringlicher machen müssen. Dieses kann geschehen, indem bei geradezu frivolsten Streiks, nachdem die Arbeitnehmer vom Streiken genug haben, die Arbeitgeber den Strike aufnehmen und fortsetzen. Wiederholt die Sozialdemokratie derartige Generalkreiks, so wird die Unternehmerschaft sich koaliren müssen und ihrerseits Lohnbedingungen aufstellen, welche hinter diejenigen zurückgehen, welche bei Ausbruch des Streiks bestanden. Wer dadurch, daß er der sozialdemokratischen Streikverlockung folgt, zeigt, daß es ihm auf den Schaden nicht ankommt, den er sich und Anderen zufügt, wird sich nicht beklagen dürfen, wenn sein Schaden ihm möglichst empfindlich zum Bewußtsein gebracht wird. Wer nur durch Schaden klug werden will, wird es mit sich nehmen müssen, wenn die Gelegenheit, klug zu werden, ihm in verstärktem Maße geboten wird.“

Diese Blätter haben offenbar nicht eine Spur von Schamgefühl mehr in sich: während sie auf der einen Seite verlangen, daß den Arbeitern das Streikrecht genommen werde, weil die Industrie keine langen Störungen vertragen könne — fordern sie auf der anderen Seite die Unternehmer auf, die Streiks und die Störungen zu verlängern, um der Arbeit den Fuß um so fester auf den Nacken setzen zu können.

Die „Konservative Korrespondenz“ benützt die Streiks zu Denunziationen gegen die Gewerkschaftsbewegung überhaupt, in der sie nur „sozialdemokratische“ Machinationen sieht. Sie sagt u. a.:

„Mit der jetzt allenthalben auch in anderen Gewerten in Berlin im Zuge befindlichen Ausgabe von Streikarten, die den sozialdemokratischen Genossen als Erkennungszeichen dienen und denjenigen Arbeiter, der sie ablehnt, als Zielscheibe für ein System des Terrorismus und der moralischen Mißhandlung, bis er aus seiner Arbeitsstelle gedrängt ist, stigmatisiren, bereitet sich vielmehr eine umfassende Aufstellung und Ausfüllung von sozialistischen Kadres vor, von denen man, wofern nicht eingegriffen wird, in einer ungleich planvolleren und ausgedehnteren Anlage künftiger Streiks die Resultate erleben wird.“

Die Berufskrankheiten der Arbeiter und der Kapitalismus.

I.

O In der Martyriologie der Klasse, welche „von Gottes Jorn noch ist bis jetzt das Proletariat“, nimmt das Kapitel der Berufskrankheiten einen breiten Raum ein.

Die Berufskrankheiten überfüllen Krankenhäuser und Spitäler der Städte und Industriezentren, Berufskrankheiten, welche den Einzelnen vor der Zeit ins Grab stürzen, und oft im Laufe einer Generation drei Geschlechter fort-raffen, bezimiren das arbeitende Volk ebenso stark, wie es in den früheren Jahrhunderten die Kriegsgüge der großen Eroberer thaten, Berufskrankheiten tragen sich schon durch Vererbung auf die Kinder der Lohnsklaven über und tödten deren Nachwuchs im Keim. Die ohne Heuchelei und Ver-tuschung geschriebene Geschichte der Berufskrankheiten, mit Einschluß aller gesundheitsschädlichen Elemente und Bedingungen, unter denen der Proletarier dank dem kapitalistischen Wirtschaftssystem schafft, wird eines Tages einen Anklage-akt gegen die heutige Gesellschaft bilden, wie er suchtbarer und erdrückender nicht gedacht werden kann.

Sowohl was das Juviel als das Juwenig anbetrifft, übt der Kapitalismus in gesundheitlicher Beziehung nach oben und nach unten sein zerstörendes Werk. Das Proletariat degenerirt und lichtet er, soweit dies bei dessen ur-wüchsiger Kraft und seiner Massenbasis möglich ist, durch das Juviel der Arbeit unter den schlechtesten Bedingungen und in der mörderischsten Umgebung, und durch das Ju-

wenig an Nahrung, Pflege, Anpassung an die Forderungen der Hygiene in der Lebenshaltung und beim Schaffen. Die Klasse der Bourgeoisie zerfrisst er durch ein Zuwenig an Arbeit und ein Zuviel an Nahrung, Pflege, Genüssen. Ausschweifung und Entbehrung, Verweichlichung und Vernachlässigung, Müßiggang und Ueberarbeit schließen mit der gleichen Ausartung und Aufreibung ganzer Bevölkerungsschichten ab.

Allerdings zeigt sich in der Bekämpfung dieser Folgen der ganze Unterschied in der Lage der Liebhaber des Kapitals und der seiner Stiefkinder. Der Kapitalist kann seine Zetteligkeit, sein Bodagra, die Konsequenzen „seiner kleinen galanten Sünden“, seine Neurose und Gehirn-erweichung von den Spitzen der Wissenschaft mit allen Mitteln der modernen Medizin bekämpfen lassen. Der von Schwindsucht, Bleivergiftung u. heimgefuhrte Proletarier muß Gott und der Gutherzigkeit der Gesellschaft dankbar sein, wenn er in ein Hospital von Bettels Gnaden als Versuchstier aufgenommen wird. Bis zum letzten Athemzuge muß der Proletarier überall da mit seiner Haut zahlen, wo der Kapitalist mit seinem Gold zahlen kann.

Für den Manchestermann ist die aus ungesunden Arbeitsbedingungen entsprungene Krankheit, Sterblichkeit, Entartung des Proletariats eine unvermeidliche Nothwendigkeit. Was sollte denn auch aus der goldenen Freiheit der Arbeit und des Individuums werden, wenn dem Arbeiter nicht mehr das Recht zustehen sollte, sich Auszehrung, Rheumatismus, Knochenbrand zu erarbeiten. Es ist ja kein Gesetzesparagrah, es ist ja nur der unerbittliche Hunger, es ist die „materialistische, kommune Magenfrage“, welche den Proletarier zwingt, seine Arbeitskraft auch in die ungünstigsten Umstände hinein zu verkaufen. Wenn die Bedingungen, unter denen er schafft, wenn seine Arbeiten selbst geradezu mörderisch sind, so daß dieselben seine Lebensdauer um Jahre verkürzen, nun, um so schlimmer für ihn. Er mußte ja darauf gefaßt sein, und es stand ihm ebenso frei, die Arbeit zu nehmen und sich Zoll für Zoll zu tödten, oder dieselbe zurückzuweisen mit der Aussicht, nach etlichen Tagen dem Hungertode zu erliegen — wie es dem Unternehmer frei stand, mit Rücksicht auf seine Profite die Arbeitsbedingungen mehr oder weniger gesundheitschädlich zu gestalten. Die ganze Schuld der Berufskrankheit liegt nach dem Mann des *laissez-faire*, *laissez-aller* an der Natur der Arbeit. Das Wesen derselben soll nothwendiger Weise untrennbar mit den oder jenen gesundheitschädlichen Folgen verbunden sein, und da die Gesellschaft oder wenigstens der private freie Unternehmer nicht auf die betreffende Arbeit verzichten kann, so müssen schon all ihre Konsequenzen in den Kauf genommen werden.

Wie bei allem und jedem, was sich auf das Gebiet der Produktion bezieht, unterläuft dem Manchesterling auch hier das Malheur, daß er als natürliche, unvermeidliche Attribute eines Arbeitszweiges gelten läßt, was in der Mehrzahl der Fälle nur künstliche, von den jeweiligen gesellschaftlichen Zuständen geschaffene sind. Die gesundheitschädlichen Folgen, welche mit der Ausübung gewisser Industrien verbunden sind, rühren in der Regel nur daher, daß letztere nur mit Rücksicht auf den zu erzielenden möglichst hohen Gewinn organisiert sind, daß sich also das ganze Bestreben des Fabrikanten darauf konzentriert, die Produktionskosten so niedrig als möglich zu gestalten und die Arbeitskraft so lange und so intensiv als nur thunlich auszunutzen. Aus dieser Tendenz folgt die größte Rücksichtslosigkeit gegen Leben und Gesundheit der Arbeiter, die zum System erhobene Vernachlässigung aller hygienischen und Schutzmaßregeln, welche die Thätigkeit in gewissen Berufszweigen weniger gesundheitschädlich machen würden. Den Forderungen der Hygiene bei Einrichtung von Arbeitsräumen und Gestaltung der Arbeitsbedingungen Rechnung tragen, das hieße ja die Kosten des Produktionsprozesses steigern, also den Gewinn um ein Bruchtheilchen schmälern, und — es lebe der Profit, wenn auch die Welt zu Grunde geht.

Einer sozialen Organisation, welche nicht zum Zwecke des individuellen Gewinnes, sondern lediglich zur Befriedigung der gesellschaftlichen Bedürfnisse produziert, wird es ein Leichtes sein, eine ganze Reihe von Industriezweigen ihres jetzigen gesundheitschädlichen Charakters zu entkleiden, und in dem Rest, die zufolge der zur Verwendung gelangenden Stoffe die Gesundheit beeinträchtigen, die Gefahr auf ein Minimum zu beschränken.

Die offizielle Nationalökonomie drückt sich an den unlieblichen Thatsachen der Berufskrankheiten und Berufsgefahren so gut als möglich vorüber, sie sucht dieselben entweder zu ignorieren oder als unvermeidlich hinzustellen.

Die Medizin wegen dieser Thatsachen dem aktuellen Wirtschaftssystem gegenüber nicht immer und nicht ganz so höflich. Sie konstatirt die Berufskrankheiten und giebt ihnen besonders durch Vertreter, in denen sich der Arzt mit den Soziologen paart, den ihnen gebührenden Platz. Allerdings konstatirt sie meist nur die zunächst liegenden Ursachen und die zunächst liegenden Heilmittel, zu schwächern, bis auf die Grundursache und die wahre Heilung des Uebels zurückzugreifen. Die Männer der Wissenschaft stehen nur zu oft im Dienste der herrschenden Klasse und wässern ihren Wein nach dem Motto: „Brot ist das Beste, was uns die Götter gegeben haben.“ Aber schon der Umstand ist wichtig, daß die Medizin die Uebel als bestehend anerkennt, daß sie, auf unwillkürliche, wissenschaftliche Argumente gestützt, ihre Veranlassung nennt und die Maßregeln angiebt, welche schon innerhalb der heutigen Gesellschaft und mit sehr geringer Einbuße am Gewinn zur Sicherung der Arbeitergesundheit durchgeführt werden können. Bewußt oder unbewußt trägt sie Material für die Anklage

zusammen, aus welchem die Geschichte ihr Verdict ableiten wird.

Einen trefflichen Beitrag zur Geschichte der Berufskrankheiten der Arbeiter hat der englische Arzt Dr. Arlidge in Vorträgen geliefert, welche er im März 1887 vor dem königlichen Kollegium Londoner Aerzte über „Beschäftigungen und Gewerbe in ihrer Beziehung zur öffentlichen Gesundheit“ gehalten hat.

Wir kommen das nächste Mal ausführlich darauf zurück.

Aus der Rede des Fürsten Liechtenstein.

Ueber den österreichischen Katholikentag und seine Bestrebungen brachten wir bereits in Nr. 20 der „Volks-Tribüne“ einen eingehenden Artikel von Dr. Adler-Wien. Wir hoben auch die Rede des Fürsten Liechtenstein hervor und äußerten bereits damals, daß wir sie zum Abdruck bringen würden, soweit sie eine sehr wirksame sozialistische Agitationsrede ist, da man Fürst Liechtenstein sein müsse, um derlei unkonfessionelle Sagen zu dürfen.

Wir kommen unserem Versprechen nunmehr nach und heben aus den Ausführungen Liechtensteins folgendes hervor — ein Eingehen auf den Gesamtcharakter der Rede uns für später vorbehaltend.

Fürst Liechtenstein äußerte am 2. Mai 1889 u. a.:

„In Rom war das Land getheilt in Latifundien, mittlere und kleine Besitze, die aber alle zumeist nur mit unfreien Kräften bewirtschaftet wurden. So war auch die Manufaktur der großen Städte in den Händen von Eigenthümern, welche sich unfreier Hilfskräfte bedienten. Die ganze Arbeit, welche die Bevölkerung des römischen Reiches mit Kleidung, Wohnung, Nahrung versorgte, wurde durch Sklaven oder Halbsklaven aller Kategorien geleistet.“

„Das charakteristische Merkmal der wirtschaftlichen Lage dieser Klasse bestand darin, daß sie niemals mehr als den knappen Lebensbedarf für sich behielt, daß ihr die Gründung und Erhaltung einer Familie materiell außerordentlich erschwert war und daß der gesammte Reingewinn ihrer Arbeit den Besitzern des Bodens, des Handwerkszeuges und der Geldkapitalien zufiel.“

„Meine Herren! Im neunzehnten Jahrhundert sind die arbeitenden Klassen allerdings frei, allein es fehlt ihnen oder es werden ihnen bald abhanden kommen jene wesentlichen Attribute der Freiheit, ohne welche sie nur ein leeres Wort und eine bittere Ironie ist (Beifall), nämlich die wirtschaftliche Selbstständigkeit und jener Ueberfluß über die Lebensnothdurft, welcher allein die Gründung und Erhaltung einer ehrlichen Familie und deren kulturellen Fortschritt ermöglicht. (Bravo! Bravo!)“

„Der Bauernstand, diese Urform der freien Landwirtschaft, ist in vielen Ländern Europas bereits verschwunden, und überall schränkt sich sein Territorium ein. Was von ihm übrig bleibt, ist nichts mehr als ein verantwortlicher Tagelöhner auf dem eigenen Grunde, in dessen Rente sich Gläubiger und Staat theilen. (Lebhafte Beifall und Händeklatschen.)“

„Der Handwerkerstand ist verloren, wenn es so weiter geht. Kapitalisten, die es nie erlernten, entziehen dem Handwerk die Hilfskräfte, die Kundenschaft und das Brod und erwarten in aller Gemüthsruhe den Augenblick, wo die Noth die Meister zwingen wird, ihre Geschicklichkeit, ihren Fleiß, ihre Erfahrung in die Dienste jener zu stellen, denen alle diese Eigenschaften fehlen. (Stürmischer Beifall.)“

„Der Lohnarbeiter der Fabriksindustrie ist hingegen jener Typus, welcher in der modernen Gesellschaft den antiken Vorbildern am nächsten steht. Vermögenslos bis auf das Gewand, welches seine Blöße bedeckt, bis auf das Taschengeld für das Frühstück des nächsten Morgens, ist diese Klasse nicht im Stande, sich aus den eigenen Reihen zu ergänzen, denn die Frau wird von der Kindeswiege und vom Kochherde zur Maschine hingestellt; die Kinder werden schlecht genährt und gar nicht gebüht, diese sterben jung oder werden frühzeitig alt; und Streits und Freizügigkeit, die gefährlichsten Illusionen der Freiheit, verschärfen nur die Abhängigkeit dieser Klasse. (Beifall.)“

„Nun, m. H., vergleichen wir in dem antiken Rom und im neunzehnten Jahrhundert die herrschende Klasse des Geldbesitzes. In Rom haben sich in der Blüthezeit der Republik zwei Gruppen der herrschenden Klasse bald vertragen und bald gestritten: der Kriegeradel der senatorischen Familien, in denen sich ein kleiner Kern patrizischer Stammbürger Roms befand, und der Ritterstand, die equites, die wohlhabendsten und mächtigsten Bürger der italienischen Gemeinden. Beide Gruppen dieser herrschenden Klasse waren ausschließlich plutokratischer Natur . . . denn die älteste Volkszählung, welche die römische Geschichte verzeichnet, war gegen ihren gräulichen Wucher gerichtet. (Sehr richtig!) Niemals hat der veredelnde Einfluß öffentlicher Wirksamkeit diese Plutokratie von ihren ursprünglichen Instinkten abgelenkt. Allerdings hat ein Gesetz, die lex Flaminia von 217 vor Christi, den Senatoren und ihren Söhnen den Betrieb von Handel-, Wechsel- und Geldgeschäften verboten, allein dieses Gesetz wurde häufig übertreten und gewöhnlich umgangen, selbst für die unehrlichsten Spekulationen, so von dem strengen Cato durch seinen freigelassenen Quintio, so von dem Freiheitshelden Brutus durch seine Agenten Scaptius und Gavius (Weiterkeit), so durch den großen Pompejus, selbst als er schon hohe Staatsämter bekleidete, durch seinen Mittelsmann, den Ritter Cluvius. Der Ritterstand aber, die equites, welche der Censur im Kriege zum Reiterdienste verpflichtet, waren es, welche

für eigene Rechnung oder im Auftrage von Senatoren das Geld „Früchte tragen“ ließen. (Weiterkeit.)

„M. H.! Auch wir im 19. Jahrhundert haben unsere Plutokratie, Senat wie Ritter, Finanzbarone jeden Kalibers (stürmischer Beifall und Händeklatschen), von den großen Weltkäufern angefangen bis zu den strebsamen Matadoren der Börsenkoullisse (Weiterkeit und lebhafter Beifall); sie besaßen sich zwar nicht der römischen Vielseitigkeit (lebhafter Beifall), sie dienen nicht in der Kavallerie (stürmische Weiterkeit, andauernder Beifall und Händeklatschen), sie verschmähen kurlische Würden, Ehrgeiz und Vaterlandsliebe sind ihnen in gleicher Weise fremd (stürmischer Beifall und Händeklatschen), sie konzentriren sich auf ihren eigentlichen Beruf: den Geldgewinn. (Lebhafte Beifall und Händeklatschen.) Wenn die Völker auf den Schlachtfeldern bluten, bleibt ihnen der Sieg und die Beute. (Lebhafte Beifall.) Profit vor der Kriegserklärung an der Rüstungsanleihe, Profit nach dem Friedensschlusse an der Kriegsschadung. (Stürmische Weiterkeit und Beifall.) Wenn die Völker im Frieden sich verschulden, so sind sie es, an deren Thüren die Staatsmänner anklopfen, um einen Vorschuß für die Bedürfnisse des nächsten Quartals. (Lebhafte Weiterkeit.)“

„Und nun zurück nach Rom. (Weiterkeit.) Es würde Sie ermüden, wenn ich jene Einkünfte und Sporteln aufzählen wollte, welche der römische Ritterstand am Staate, am Volke machte, als Lieferanten, mancipes, als Pächter von Gütern und Steuern des Staates, redemptores vectigalium überhaupt als publicani, als Unternehmer im Auftrage und auf Rechnung des Staates. Es genügt, m. H., wenn ich erwähne, daß sie als Lieferanten mitunter und selten großmüthig, häufiger aber spitzbübisch zu Werke gingen (Beifall), daß sie z. B. im Jahre 212 v. Chr. ihre gesammte Kriegstransportflotte zuerst vom Staate hoch afskuriren (versicherung), dann aber von ihren Sklaven ausräumen und an einer passenden Felsenküste scheitern und ersaufen ließen. (Weiterkeit und Beifall.) Es genügt, glaube ich, wenn ich erwähne, daß sie am Forum meistbietend alle fünf Jahre den Pacht der Stipendia, der siren Tribute ehemals carthaginienischer Provinzen, die Zölle, portoria, den Zehent, decumae, die Weidezinsen, pascua oder scripturae, erstanden, daß sie weit höhere Summen aus den unterdrückten Völkern willkürlich herauspreßten und sich die Connivenz der Statthalter durch Besteuerung erkaufen.“

„M. H. Im neunzehnten Jahrhundert verpachten allerdings die Staaten ihre Einkünfte nur in den seltensten Fällen. Allein ihre wichtigsten, besten, natürlichsten Einkünfte haben sie leider aus der Hand gegeben (Zustimmung); alle großen Verkehrswege zu Wasser und zu Lande hat das mobile Kapital besetzt (Bravo!) und seine Steuerhölzer sind die Tarife. Sein sind die Zettelbanken, welche den Werth des umlaufenden Geldes nach Belieben ändern; sein sind die Edelmetalle, welche es jenseits des Ozeans en gros lauft und hier en detail verschleißt; sein ist in neuester Zeit sogar unsere Scheidemünze, das Kupfer, geworden (Beifall); sein ist das Erdöl des Kaukasus, welches uns leuchtet, sein sind die Kohlen der ergiebigsten Meviere, welche uns erwärmen. Die Völker zahlen ihm den Zoll, portoria, und den Zehent, decumae, und beide Hemisphären werden vom mobilen Kapitale abgeweidet — pascua. (Weiterkeit.)“

„Noch lehrreicher, m. H., ist der Vergleich des reinen Geldgeschäftes in Rom und in der modernen Zeit. In Rom strömten die Tribute und Steuern der ganzen Welt zusammen; in Rom war daher das Geld billig; zu Cicero's Zeiten zinst es nur mehr zu 4 Percent. Diefem Ueberflusse in Rom entsprach der Geldmangel der Provinzen und dieser wurde nun künstlich vermehrt. . . Was entstand nun daraus? Ein brillantes Geschäft für den römischen Ritterstand, denn er konnte sehr billig in Rom Geld aufnehmen, um es zu den exorbitantesten Wucherzinsen in den Provinzen zu placiren und von der Differenz lebte er. (Weiterkeit und Beifall.) — Auch im neunzehnten Jahrhundert, m. H., ist das Kreditwesen vollständig verkünstelt. In den großen Instituten strömt das Geld zusammen gegen billige Verzinsung, aber nur in den seltensten Fällen fließt es aus den Instituten direkt zurück in die Produktion, um sie zu befruchten. Der kleine Kaufmann, der den Waarenumsatz wirklich besorgt, der Handwerker oder Landwirt erhält den Kredit nur aus zweiter, dritter Hand, unnäsig vertheuert. (Lebhafte Beifall.) . . .“

„Die römischen Prokonsuln, wenn sie in die Provinzen zogen, pflegten ihr gesammtes einheimisches Vermögen zu liquidiren, um damit in ihrer neuen Statthaltertschaft zu wuchern; manche haben das Geld aus den Kriegskassen dazu verwendet und dafür ihren Legionen das Plündern gestattet. Brutus, dieser „Feind der Tyrannen“, hat dem Senat der Stadt Salamis auf Cypren, dem dortigen Gemeinderathe, zu 48 Percent geliehen und hat diesen säumigen Schuldner durch seine Kohorten belagert und aushungern lassen. Brutus und Pompejus haben zusammen die Geldnoth eines unbehilflichen Königs von Kappadocien, Ariobarzanes, ausgenützt und haben aus diesem ihrem Opfer der eine hundert, der andere zweihundert Talente Zinsen in sechs Monaten ausgepreßt. Der römische Ritter Sittius hat ebenfalls große Schulden auf dem römischen Markte kontrahirt, um einem Könige von Mauritien, Hiempal, das Geld zu pumpen.“

„Und nun sehen Sie, wie sich Alles auf der Erde im Laufe der Jahrtausende wiederholt. Hiempal von Mauritien, Ariobarzanes von Kappadocien, diese armen Barbaren, die sich nicht zu helfen wissen, finden sie nicht ihre Doppelgänger im neunzehnten Jahrhundert“

mildernden Anschauungen ergeben, müssen die Vertreter und Vertheidiger der Arbeiterrechte unablässig das Wort ergreifen, wenn auch einerseits kaum in diesen Fragen noch irgend etwas zu sagen ist, was nicht gut genug schon vorher gesagt ist, und andererseits es manchem ein vergebliches Bemühen erscheinen mag, mit Personen zu streiten, die zum großen Theil entweder aus Unehrlichkeit die Wahrheit nicht sehen wollen oder die sie aus geistiger Beschränktheit nicht sehen können. Man muß der Unwahrheit stets die volle alte Wahrheit, den Verdrehungen und Verdächtigungen immer wieder dieselben Richtigstellungen entgegensetzen.

So mögen es auch unsere Leser entschuldigen, wenn wir hier alten Kohl wieder aufwärmen. Es geht eben nicht anders.

Der erste Vorwurf, der den in den Lohnkampf eintretenden Arbeitern in der Regel gemacht wird, ist der, daß sie mit Gewalt die Unternehmer zu Zugeständnissen zwingen wollen, daß man darin eine gesetzlich verbotene Rötzung sieht, und daß die Arbeiter, indem sie sich einseitig von den bestehenden Arbeitsbedingungen loslösen, einen Kontraktbruch begehen, der eigentlich noch besonders bestraft werden müßte — kurz, daß die streikenden Arbeiter schon bloß durch die Thatsache, daß sie die Arbeit niedergelegt haben, ein schreiendes Unrecht begangen hätten. Man verlangt deshalb in vielen Fällen von ihnen, bevor man ihre Forderungen überhaupt nur prüft und in Betracht nimmt, daß sie das „begangene Unrecht“ wieder sühnen und die Arbeit wieder aufnehmen.

Dieser Anschauung, wo sie eheulich auftritt, liegt ohne Zweifel die Annahme zu Grunde, daß der Arbeiter ein Wesen niedriger Art sei, der zum leidenden Gehorsam geboren ist, der keine Rechte hat, sondern was er erhält, nur der Gnade der sogenannten „höheren Stände“ verdankt. Diese Anschauung findet ihren Ausdruck in dem deutschen Sprachgebrauch. Schon die Rede von „höheren Ständen“ ist ein Ausfluß solcher Annahme, weil man höchstens von „wohlhabenderen Ständen“ sprechen dürfte. Der „Brodher“, der „Arbeitgeber“ sind fernere Zeugen solcher falscher Anschauungen. Ferner lehrt die Thatsache, wie wir es in dem von uns besprochenen Bericht des badischen Fabrikinspektors altenmäßig niedergelegt fanden, daß die Unternehmer es durchaus nicht für ihre Pflicht, sondern für ein ganz besonders anerkanntes „wohlthätiges“ Werk halten, wofür sie besonders Dank verdienen, wenn sie den Arbeiter, aus dessen Arbeit sie ihren Wohlstand schöpfen, nicht mit seiner Familie einfach verhungern lassen, sondern ihn durch kümmerliches Almosen — „damit er seine Lage noch fühlt“ — nothdürftig am Leben erhalten.

Solche Anschauungen müssen natürlich in militärischen Kreisen noch schroffer hervortreten als in bürgerlichen. Hier ist man gewohnt, den Menschen nicht als Person anzusehen, sondern nur als tödtende und Tod empfangende Maschine, als eine Figur im Schachspiel um Ruhm und Länderbeute. Da nun diese militärischen Anschauungen bei uns in Deutschland den ganzen Beamtenstand und weite Kreise des Bürgerthums durchsetzt haben, so kann man sich über die weite Verbreitung solcher dem Arbeiterstande ungünstiger Annahmen nicht gerade sehr wundern. Dem Vortheil der Bourgeoisie kommt der anerzogene Irrthum zu Hilfe. Die Arbeiter können und werden natürlich niemals solche Irrthümer als Wahrheiten anerkennen. Der Versuch der kapitalistischen Kirchen, solche falsche Annahmen von der Ungleichheit der Menschen durch die Geburt heilig zu sprechen, werden, je mehr die Erkenntnis fortschreitet, je weniger Gläubige finden. Manche Kirchen zeigen sogar schon sehr die Geneigtheit, mindestens eine Versöhnung der unverföhllichen Gegensätze zu versuchen. Sie begreifen, daß ihnen das „Volk“, die Arbeiter, in Massen abfallen müssen, wenn sie schroff die Lehre von der gottgewollten Ungleichheit aufrecht erhalten. Diese Priesterkasten suchen vorläufig auf beiden Achseln zu tragen, sie proklamieren das göttliche Recht der herrschenden Klassen und Familien, reden aber gleichzeitig von den Pflichten gegen die Arbeiter. Befriedigen können sie dabei nach keiner Seite, denn der Arbeiter besonders glaubt nicht mehr an eine göttliche Weltordnung, die den einen Theil zum Herrschen und Genießen, den anderen zum Gehorsam, zum Dulden, zum Darben bestimmt hat. Wenigstens werden diejenigen, die diese Irrthümer glauben, unter den Arbeitern immer seltener.

Die besitzenden und herrschenden Klassen zeigen durch ihre Handlungen, daß sie sehr leicht über ihre Pflichten denken, die die Priesterschaften ihnen aufliegen möchten. Der kirchliche Sozialismus ist ein ohnmächtiges Ding ohne alle praktische Bedeutung, weil die Priester sich nie ernstlich von den herrschenden Klassen trennen können, und immer den Interessen derselben dienlich sein müssen, diese Interessen aber mit denen der Arbeiter unvereinbar sind. Die Arbeiter, soweit sie zum Denken erwacht sind und dazu erweckt werden, prüfen das Recht, ausgehend von der Gleichberechtigung aller Menschen zum Genuß dessen, was die Kultur dem Menschen bietet. Sie erkennen keine Herrscher über Menschen an, sondern nur Diener der Gesellschaft, die im Auftrage derselben die Ordnung nach den Gesetzen zu wahren beufen sind.

Da nun der heutige Zustand einmal einen unausgleichlichen Widerstreit zwischen den Interessen des Besitzes und den Interessen der Arbeit geschaffen hat, da der Kapitalprofit und der Arbeitsvertrag des Arbeiters einmal einander entgegenstehen, so verlangt der Arbeiter für sich das gleiche Recht im Vertreten seines Interesses, das der Besitz in Anspruch nimmt. Es hält sich der Arbeiter nicht für einen

Untergebenen, einen Unterworfenen des Unternehmers, sondern für einen vollkommen gleichberechtigten Staatsbürger, der die bestehenden Gesetze in erlaubter Art ausüben darf, ohne Rücksicht darauf, ob der andere Theil dadurch sein Interesse verletzt fühlt.

Dem deutschen Arbeiter steht das Recht zu, sich zur Erreichung günstiger Lohn- und Arbeitsbedingungen zu vereinigen und diese durch gemeinsames Niederlegen der Arbeit zu erzwingen. Ihm ist gesetzlich die Gleichberechtigung mit dem Unternehmer zugesprochen, er nimmt diese Gleichberechtigung voll und ganz in Anspruch. Er braucht keine Rücksicht zu nehmen, wenn, wie z. B. beim Streik der Bergleute, die Ausübung seines Rechtes die Unternehmer in weiten Kreisen schädigt. Er verletzt durch die Arbeitsniederlegung auch keine rechtlich bestehenden Gesetze der Unterordnung, denn diese sind nicht vorhanden, sie bestehen nur in der Annahme der Unternehmer.

Er übt dabei freilich einen Druck, einen Zwang auf die Unternehmer aus, den sie gern „Erpressung“ nennen, zu der der Arbeiter aber vollkommen berechtigt ist. Er erwidert damit nur, was gegen ihn täglich ausgeübt wird.

Unser Recht zwischen Arbeiter und Unternehmer geht bekanntlich von der falschen Annahme des „freiwilligen Vertrages“ aus. Unser Unternehmertum weist heftig und leidenschaftlich jeden Versuch zurück, das Verhältnis zwischen ihnen und den Arbeitern gesetzlich zu regeln. Jeder Versuch, einen wirksamen Arbeiterschutz oder eine Einrichtung von Einigungsämtern durch Gesetz einzurichten, wodurch den Unternehmern die Fähigkeit genommen würde, die Arbeiter nach Willkür zu vergewaltigen, wird von den ersteren lebhaft bekämpft. Wo man durchaus nicht hat umhin können, dem Recht der Arbeiter einigen gesetzlichen Schutz zu gewähren, wie in der Reichsgewerbeordnung in Betreff der Paarzählung der Löhne, des Vereinigungsrechtes, der Bestimmungen gegen willkürliche Entlassung der Arbeiter, da hat man nicht nur diese gesetzlichen Bestimmungen durch Ausnahmen und Einschränkungen bis aufs Unwesentliche abgeschwächt, sondern man verlangt auch noch eine Auslegung und Handhabung dieser Reste durch Richter und Polizei so, daß nichts für den Arbeiter davon übrig bleibt, und man sieht diesem Verlangen in der Regel entsprechen. Wir brauchen da keine Beispiele anzuführen. Jeder weiß, wie den Unternehmern gestattet ist, sich durch Konventionalstrafen und Ehrenwortabnahme, also durch Bedrohung mit materiellen Verlusten und mit Verurteilung gegenständig zu hindern, von Verabredungen zur Erreichung günstiger Lohn- und Arbeitsbedingungen zurückzutreten; wie sie, wie z. B. der Verband der deutschen Eiseninteressenten, offen gegen die bestehenden Vereinsgesetze verstoßen dürfen; wie im Gegentheil den Arbeiter sehr harte Strafe trifft, wenn er auch nur den zehnten Theil dessen gegen die Gesetze thut, was die Unternehmer straflos thun. Wenn die Unternehmer trotz dieser ihnen günstigen Zustände so sehr dagegen sind, daß ihr Verhältnis zu den Arbeitern gesetzlich weiter geregelt wird, so liegt der Grund darin, daß sie wissen, der Arbeiter ist ihnen heute in der Regel vollkommen hilf- und willenlos in die Hand gegeben.

Der freie Arbeitsvertrag ist eine Lüge. Der Arbeiter wird vom Unternehmer bei Abschluß dieses Vertrages vergewaltigt, er hat keinen freien Willen, sondern muß sich dem rohen Zwange fügen.

Welcher vernünftige Mann kann glauben, daß mit Vernunft begabte Wesen, denkende Arbeiter auch mit der aller niedrigsten Einsicht, sich freiwillig Arbeitsbedingungen aufliegen lassen, wie sie z. B. von vielen Zünften den Arbeitern aufgedrängt werden? Bedingungen, welche unter anderem bestimmen, daß der Arbeiter das Arbeitsverhältnis kündigen muß, während ihm der „Meister“ nicht zu kündigen braucht; daß er zu einer Kasse, von der er nichts wissen will, die zu seinem Schaden errichtet ist, Beiträge zahlen muß; daß er sich einen Arbeitschein ausdrängen lassen muß, durch den der „Meister“ es in der Gewalt hat, den Arbeiter zu kennzeichnen und schwer zu schädigen; daß er Ueberstunden arbeiten muß, wenn der Meister es in seinem Vortheil findet; kurz, daß er rechtlos der Willkür des „Meisters“ ausgeliefert ist! Welcher vernünftige Mensch kann annehmen, daß sich ein zurechnungsfähiger Fabrikarbeiter den klandestinen Fabrikordnungen mit ihren willkürlichen Straf-Käufereien, mit ihren oft noch die Zuchtordnungen übertreffenden launenvollen Bestimmungen freiwillig unterwerfen wird?

Nein, es waltet hier der körperliche Zwang ob, diese Arbeitsverträge sind dem Arbeiter durch Hunger und Elend abgepreßt, abgefollert.

Und wenn nun der Arbeiter den Augenblick gekommen glaubt, daß er von seinem ihm gesetzlich garantirten Recht Gebrauch macht, daß er die Macht zu haben vermeint, gegen den Druck, gegen den Zwang, gegen die Vergewaltigung sich aufzulehnen; wenn er nun dem lange ertragenen Unrecht das Unrecht einer Stunde entgegensetzt und diese Verträge, an welche Gewalt und List ihn geschmiebet haben, zerreiht, dann will man sich stellen, als habe ein Soldat die Disziplin gebrochen, als sei ein Zuchthäusler aus dem Gefängnis ausgebrochen, man will von „Unrecht“ reden, in das der Arbeiter sich gesetzt, indem er das alte Unrecht zerbrach, man wirft ihm Kontraktbruch vor und schreit nach neuen Ketten für den Ungehorsamen, der es wagte, sich unmoralischer Fesseln zu entledigen. Man verlangt, daß er das alte Joch sich erst wieder auf-ladet, das er abzuwerfen sich erdreistet hat. Ist er erst wieder im alten Geschirr, dann wird man die Trennen schon so fest ziehen, daß ihm der Widerstand vergehen soll.

O, über diese Heuchelei, o, über diese Unbilligkeit! Der Arbeiter ist ein jedem anderen ohne Ausnahme gleichberechtigter Staatsbürger; er hat dieselben Ansprüche an das Leben, die irgend ein anderer zu machen sich für berechtigt hält; er hat keine Verpflichtung, in dienendem Gehorsam zu verharren, weil es dem Kapitalprofit so entspricht; er hat bei Festsetzung der Arbeitsbedingungen entscheidend und beratend mitzureden, was auch der Dünkel der Unternehmer und ihrer Beamten dagegen einwenden mag; er hat das Recht, seinen Vortheil zu verfolgen, selbst wenn der Kapitalprofit darunter leiden sollte; er darf sich seine Rechte und seinen Vortheil durch Zwang, durch Arbeitseinstellung ertrogen; er ist entschuldigt, wenn er die ihm durch Elend und Hunger abgepreßten Verträge zerreiht und niemand hat das Recht, ihn dafür zu tadeln, am allerwenigsten diejenigen, die die Arbeiter gewohnheitsmäßig vergewaltigen und ihre Rechte mit Füßen treten.

Alle den streikenden Arbeitern nach dieser Richtung gemachten Vorwürfe müssen mit Entschiedenheit als vollkommen unberechtigt zurückgewiesen werden.

Schnitzel.

Warum schleppt sich blutend, elend
Unter Kreuzlast der Gerecht,
Während glücklich als ein Sieger
Trabt auf hohem Ross der Schlichte?

Seine.

Einem stets Mangel leidenden Menschen ist es schwerer, stets ehrenwerth zu handeln, als einem leeren Sack, aufrecht zu stehen.
Benjamin Franklin.

Der Grund zu der Korruption der Mädchen liegt meist in dienlicher oder geschäftlicher Abhängigkeit. Zimmermädchen, Gouvernanten, einfache Dienstmädchen, Näherinnen in Geschäften, Ladnerinnen, Arbeiterinnen in Fabriken — all diese werden regelmäßig Opfer der Ausbeutung und schließlich der Korruption.
Germania, 9. Juni.

Es ist eitel Schwindel, der französischen Revolution auch nur eine einzige wohltätige oder auch nur erhebende Wirkung zuzuschreiben. Ihre Macher waren im besten Falle Phantasten, die offene Thüren einrannten; ihr staatsmännisch Bedenklicher, Mirabeau, ein sittlich durch und durch faules Subjekt; ein großer Theil dieser Weltverbesserer einfach Diebe, die den allgemeinen Krach zu ihrer persönlichen Bereicherung benutzten. Gegenüber dem Geschwätz der landläufigen Geschichtsbücher ist anzuerkennen, daß die vielberufenen Grenel der Inquisition ein Rinderschpiel sind gegenüber den raffinierten Schandthaten dieser Freiheitsbanditen. . . . Nur wer etwas von den Tiefen Gottes weiß, vermag auch etwas von den Tiefen Satans zu ahnen, wie sie sich u. a. in Robespierre verkörpert haben. Ihn als einen Bösewicht gewöhnlicher Sorte zu nehmen, verbietet seine notorische Unbestechlichkeit; ihn als einen Narren zu taxiren, verbietet seine Erfolge. Wir möchten ihn am liebsten einen heiligen Satans nennen. Mit diesen Mächten gilt es auch jetzt zu rechnen.
Kreuzzeitung.

Nicht blinder Wahn der Zeit, nicht Schicksals Tüde,
Nicht offne Wuth, noch Hoffes gift'ges Klüßern,
Nicht Bosheit, roher Sinn und freches Trachten

Bermüde je, den Tag mir zu verdüßern,
Mir zu verschleiern meine hellen Blicke,
Noch meiner Sonne Glanz mir zu unnachten.

Giordano Bruno.

Kleine Mittheilungen.

Ist der Wirth verpflichtet, jedem anständigen Gast Getränke zu verabreichen? Darüber wird neuerdings mitgetheilt, daß der dritte Strafsenat des Reichsgerichts in dieser Frage eine interessante Entscheidung getroffen hat. Nach derselben ist der Gastwirth zwar nicht gesetzlich, aber doch durch seine gewerbliche Stellung verpflichtet, allen Gästen, die bei ihm einkehren und sich anständig betragen, Speisen und Getränke zu verabreichen. Es steht nicht in seinem Belieben, irgend welchem anständigen Gaste die Verabreichung zu verweigern. Denn dadurch, daß der Gastwirth sein Lokal dem öffentlichen Verkehr zur Verfügung stellt, erwirkt jeder anständige Mensch das Recht als Gast in dasselbe einzutreten und daselbst behufs Einnahme der Getränke so lange zu verweilen, als es erforderlich ist, das Verlangen zu verzehren. Die grundlose Zurückweisung eines Gastes würde eine Verleumdung involviren. Hat aber der Gast das Bestellte erhalten und verzehrt, oder hatte er nach verständigem Ermessen Zeit genug gehabt, dasselbe zu verzehren, so braucht ihn der Wirth nicht länger zu dulden.

Interbriecht die polizeiliche Ausweisung einen Miethsvertrag? Diese Frage ist bisher noch nicht zur gerichtlichen Entscheidung gelangt, weil die Hauswirthe in solchen Fällen sich mit der für das laufende Quartal bereits gezahlten Miete begnügen und den Miether von seinen ferneren Pflichten entbunden haben. Nach unseren Gesetzen würde aber der Richter, falls er einen derartigen Streitfall zu entscheiden hätte, schwerlich anders als zu Gunsten des Vermiethers erkennen. Neuerdings hat jedoch ein Hauswirth in Rixdorf auf seinem Schein bestanden und einen Arbeiter, der auf Grund des Sozialistengesetzes ausgewiesen wurde, von seinen kontraktlichen Verpflichtungen nicht entbunden, so daß sich Letzterer, der sich in sehr ärmlichen Verhältnissen befindet, genöthigt gesehen hat, das alte Hülfsmittel des „Müdens“ in Anwendung zu bringen.

Heber die Verkünderung der preussischen Bureaucratie erzählt ein Mitarbeiter der „Voss. Ztg.“ eine prächtige Anekdote. Als die Cholera zum ersten Male Breußen durchzog, erstattete eine Regierungsbehörde, die der neuen Erscheinung gegenüber ebenso den Kopf verloren hatte, wie Herr von Jagowmeister kürzlich dem Massenaustritte der Bergarbeiter gegenüber, einen Bericht an den Minister von Schmuckmann, in welchem es hieß: da nun die verberbliche Seuche sich auch ihrem Regierungssitze näherte, so hätten die Beamten beschlossen, einen dreimonatlichen Urlaub mit entsprechender Vorwegnahme ihres Gehalts zu nehmen, und hätten Seine Excellenz um hochgeneigte Genehmigung. Herr von Schmuckmann, der über drastischen Humor verfügte, erwiderte umgehend, von der Cholera hätten sie nichts zu besorgen; wenn sich aber wider Vermuthen die Kinderpest ihrem Siege nähern sollte, dann wäre für sie Gefahr im Anzuge und er biete um schleunigen Bericht! „Der kleine Vorfall ist für die Verkünderung der Bureaucratie kennzeichnend. Ohne Blick für das Leben, ohne Sinn für das Leben, ohne Sinn für die wirklichen Bedürfnisse, verliert sie bei jedem Ereignisse, welches den Rahmen der gewohnten Vorstellungen durchbricht, die kalte Fassung und greift zu den verkehrtesten Maßregeln.“

Zum internationalen Arbeiterkongress.

Soeben erschien:

Berliner Arbeiterbibliothek Heft 5:

Charakterköpfe aus der französischen Arbeiterbewegung.

Von Ossip Zetkin-Paris †. (Guesde. — Lafargue. — Deville Bailant. — Louise Michel.) 48 S. Pr. 20 Pf.

Die Schrift bildet eine Ergänzung zu

Heft 4: Die französische Arbeiterbewegung seit der Pariser

Kommune. Von Ossip Zetkin-Paris †. 48 Seiten. Preis 20 Pf.

Bestellungen sind zu richten an die bekannten Kolporteurs und Buchhändler oder an den Verlag der „Berliner Volks-Tribüne“, Berlin, Oranienstr. 23. Von 10 Exemplaren an hohe Preisermäßigung.

Geschäfts-eröffnung!

Meinen werthen Freunden, Kollegen und Genossen hierdurch zur Anzeige, daß ich infolge meiner Maßregelung ein Galanterie-, Posamentier-, Kurz-, Schnitt- und Wollwaaren-, Hut- und Nähgeschäfts-, Buch- und Papierhandlung eröffnet habe. Auch nehme ich Bestellungen der „Volks-Tribüne“, „Arbeiterchronik“, „Nord-Wacht“, „Wahren Jakob“, sowie sämtliche in der Arbeiterliteratur erscheinenden Werke entgegen. Um geneigten Zuspruch bittet achtsungsvoll
D. Günther, Veltin i. M., Viktoriastraße 21.

Große

Schneider-Versammlung

der Freien Vereinigung der Schneider Berlins.

Montag, den 8. Juli, Abends 8 1/2 Uhr, in Grattweil's Bierhallen, Kommandantenstraße 77-79.

Tagesordnung:

1. Vortrag.
2. Vereinsangelegenheiten.
3. Verschiedenes und Fragekasten.

Zu zahlreichem Besuch ladet ein

Der Vorstand.

Sozialdemokratischer Wahlverein

für den

3. Berliner Reichstagswahlkreis.

Grosse

Versammlung

am Montag, den 8. Juli, Abends 8 1/2 Uhr, in Scheffer's Salon, Inselstr. 10.

Tagesordnung:

1. Die Nothwendigkeit eines Wahlvereins im III. Berliner Reichstagswahlkreis.
2. Statutenberatung.
3. Wahl des definitiven Vorstandes.
4. Verschiedenes und Fragekasten.

Wäste willkommen. Um zahlreiches Erscheinen ersucht

Der Vorstand.

Sattler!

Der unentgeltliche Arbeitsnachweis des Vereins der Sattler und Fachgenossen befindet sich Dresdenerstr. 116, Wendt's Restaurant.

Freie Vereinigung und Fachgenossen der Maurer Berlins.

Versammlung

Sonntag, den 7. Juli, Vormittags 10 Uhr, in Orschel's Salon, Sebastianstr. 39.

Tagesordnung:

1. Vortrag des Herrn E. Schmidt: Unterschied zwischen Alfordarbeit und Lohnarbeit.
2. Diskussion.
3. Verschiedenes.

Jeder Maurer hat Zutritt.

Um recht zahlreiches Erscheinen ersucht

Der Vorstand.

Zentral-Kranken- u. Sterbekasse der deutschen Wagenbauer.

Grosse Versammlung

sämmtlicher Mitglieder Berlins.

Sonntag, den 7. Juli, Vormittags 10 1/2 Uhr, in Scheffer's Salon, Inselstr. 10.

Tagesordnung:

1. Wahl der Delegirten zur Generalversammlung.
2. Statutenberatung.
3. Kassenangelegenheiten.

Sozialdemokratischer Wahlverein

für den

6. Berliner Reichstagswahlkreis

Dienstag, den 9. Juli, Abends 8 1/2 Uhr, im Deutschen Volkstheater, Schönhauser Allee 156.

Versammlung.

Tagesordnung:

1. Vortrag des Herrn Türl.
2. Diskussion.
3. Verschiedenes und Fragekasten.

Um zahlreiches Erscheinen ersucht

Der Vorstand.

Für Burg und für beide Jerichower Kreise

nimmt Bestellungen auf die

„Berliner Volks-Tribüne“

entgegen und versichert pünktliche Zustellung ins Haus

D. Pohlmann,

Burg 5, Magdeburg, H. Hof 6.

Geschäfts-Eröffnung!

Allen Freunden und Genossen zur gefälligen Kenntnissnahme, dass wir mit dem 1. Juli eine

Buchdruckerei

eröffnet haben und ersuchen bei Druckaufträgen uns gütigst berücksichtigen zu wollen.

Achtungsvoll

Maurer, Werner & Co.,

Sebastianstrasse 72, nahe der Prinzenstrasse.

Möbel-, Spiegel- u. Polsterwaaren-Magazin

von

Julius Apelt, Sebastianstraße 27-28.

Reelle Waare. Prompte Bedienung.

[47]

Bebel u. Liebknecht auf einem Bilde.

Preis 50 Pf. Wiederverkäufern Rabatt. Zu haben bei

H. Kohlhardt, Brandenburgstr. 56.

Wendt's Restaurant

Dresdenerstraße 116.

Inh. W. Gründel.

Arbeitsnachweis für Maler, Tischler, Schlosser, Buchbinder, Drechsler, Töpfer, Möbelpolierer und Sattler.

Reichhaltiger Frühstück-, Mittag- und Abendtisch.

Speisen à la carte zu jeder Tageszeit, sol. Preise. Vorzügliches Weiß- und Bairisch-Bier. 2 franz. Billards und 2 Kegelbahnen stehen zur Verfügung.

Cigarren u. Tabake

reichhaltiges Lager

von

O. Klein.

15. Ritterstraße 15.

Dieselbst Jahrestelle der Gärtler u. Bronceur (E. S. 60.)

Schützenplatz Limbach.

Empfehle zum Schützenfest Freunden, Bekannten sowie allen Besuchern mein geräumiges Zelt, ff. Biere und Speisen. Billige Preise. Hochachtung

G. A. Friedrich, Limbach i. S.

Arbeitsnachweis für Tischler.

Der vom Fachverein der Tischler begründete Arbeitsnachweis befindet sich vom 1. Februar ab

Dresdenerstraße 116,

im Restaurant Wendt. Die Arbeitsvermittlung geschieht für Meister und Gesellen (auch Nichtmitglieder des Vereins) unentgeltlich. Die Adressenausgabe erfolgt an Wochentagen von 9 1/2 bis 9 1/2 Uhr Abends, Sonntags von 9 bis 11 Uhr Vormittags. Da sich die vier Kassierer der „Ortskrankenkasse der Tischler- und Pianoarbeitenarbeiter Berlins“ verpflichtet haben, sich ihrerseits jeder Adressenausgabe zu enthalten, ersuchen wir, nur den obengenannten Arbeitsnachweis zu benutzen. Der Vorstand.

Der Arbeitsnachweis

der

Klavierarbeiter

befindet sich nach wie vor Waldemarstr. 61 im Restaurant Jilm, vorm. Pfister. Die Adressenausgabe findet jeden Abend von 8-9 1/2 Uhr und Sonntags Vormittags von 10-11 1/2 Uhr unentgeltlich statt.

Arbeitsnachweis

der

Maler

früher Ritterstr. 123 bei Sodik, jetzt Dresdenerstr. 116 (Restaurant Wendt). Jeden Abend von 8-9 Uhr (außer Sonnabends) und Sonntags Vormittags von 10-12 Uhr unentgeltliche Arbeitsvermittlung.

Die Bevollmächtigten der Filiale I, Verein zur Regelung der gewerblichen Verhältnisse der Töpfer Berlins.

Der Arbeitsnachweis

befindet sich Dresdenerstraße 116 bei Wendt. Die Arbeitsvermittlung ist unentgeltlich, auch an Nichtvereinsmitgliedern und geschieht an Wochentagen von 7-9 Uhr Abends, Sonntags von 10 bis 12 Uhr Vormittags.

Cigarren u. Tabake

reichhaltiges Lager,

empfiehlt

M. Wilschke,

Junkerstr. 1, Ecke d. Markgrafenstr.

Quittungsmarken & Kautschukstempel-Fabrik

von

Conrad Müller

Schwenditz-Leipzig

empfiehlt sich allen Arbeitervereinen, Krankenkassen u. s. w.

Ausführung sauber und schnell.

Preislisten gratis und franko.

Gerichtssachen,

Verwalt., Gemeinde-, Steuer- u. Patent-Angel., Ermittlung von Schuldnern im In- und Auslande, Gewerkschafts-, Aufsätze, Briefe, Honorar möglich.

Sprechzeit: 10-12, 4-6. Sonnt. 10-12.

H. Sparr, Privatjurist und Schriftsteller,

Berlin, Adalbertstraße 84, 4 Tr. r.

Die von Mitgliedern des Fachvereins gegründete Produktiv- und Rohstoff-Genossenschaft der Schneider zu Berlin (E. G.)

30 Zimmerstrasse 30

empfiehlt sich einem geehrten Publikum zur Anfertigung von Herren-Garderoben jeder Art. Reichliche Auswahl in- und ausländischer Stoffe.

Reelle Bedienung, guten Sitz, solide Preise garantiert der Vorstand.

Gleichzeitig machen wir auf unser reichhaltiges Lager: Frühjahr- und Sommerpaletots, aufmerksam. Um zu räumen herabgesetzte Preise!

[48]

Schuh- und Stiefelwaarenlager

von

Klinger und Grossmann,

Waldemarstraße 68a (früher Trainfaserne).

Verband deutscher Zimmerleute.

Sämmtliche Lokalverbände Berlins.

Große Generalversammlung

am Sonntag, den 7. Juli, Vormittags 10 Uhr, im Königsstadt-Kasino, Holzmarktstr. 72.

Tagesordnung:

1. Bericht der Delegirten vom diesjährigen Handwerkerstage zu Weimar und Bericht des Verbands-Ausschusses.
2. Wahl des Verbands-Ausschusses.
3. Verschiedenes.

Es ist Ehrensache eines jeden Mitgliedes in der Versammlung zu erscheinen. Auch werden daselbst Mitglieder aufgenommen. Eintrittsbuch legitimirt.

J. A.: Fr. Schreiber, Gneisenaustr. 82.

Grosses Sommerfest

des Vereins zur Wahrung der Interessen der Schuhmacher und verwandten Berufsgenossen Berlins.

Montag, den 15. Juli, Nachmittags 4 Uhr.

in Weimann's Volksgarten, Gesundbrunnen.

Billets sind vorher zum Preise von 30 Pf. bei sämmtlichen Vorstandsmitgliedern, sowie in den mit Plakaten belegten Handlungen zu haben.

Große öffentliche Tischlerversammlung

Montag, den 8. Juli, Abends 8 1/2 Uhr, in den Bürgerjalen,

Dresdenerstraße 96.

Tagesordnung:

1. Die Lage der streitenden Tischler in den verschiedenen Städten Deutschlands. Referent: Herr Ahmann aus Braunschweig.
2. Diskussion.
3. Verschiedenes.

Um zahlreiches Erscheinen ersucht

Der Einberufer.

Fachverein der Tischler.

Deute, Sonnabend, den 6. Juli, Abends 8 Uhr, in Jordan's Salon,

Neue Grünstraße 28:

Versammlung.

Tagesordnung:

1. Vortrag des Herrn Dr. Christeller über: Ernährung und Verdauung.
2. Diskussion.
3. Vereinsangelegenheiten.
4. Verschiedenes und Fragekasten.

Neue Mitglieder werden aufgenommen.

Montag, den 15. Juli, im Elysium, Landsberger Allee 39-41:

Grosses Sommerfest.

Billets sind auf allen Zahlstellen des Vereins, sowie bei folgenden Herren zu haben: Heims, Scharnhorststr. 3, 3 Tr.; Witte, Invalidenstr. 21; Millarg, Leichterstr. 22, 2 Tr.; Martmann, Barnimstr. 46; Kemp, Ballisadenstr. 63, 4 Tr.; Doyer, Grüner Weg 70; Quachholz, Fruchtstr. 65, 1 Tr. bei Müller; Winter, Mantuffelstr. 6, 3 Tr.; Glocke, Eisenbahnstr. 32, 2 Tr.; Wiedemann, Wendenstr. 2, 4 Tr.; Gabeland, Reichenbergerstr. 161, 3 Tr.; Schulz, Brigerstr. 42, v. 4 Tr.; Monien, Kreuzbergstr. 9, Quergeb. 4 Tr.; Witte, Möckernstr. 95, 3 Tr.; Gfasser, Rostigstr. 40; Apelt, Sebastianstr. 27/28 (Möbelhandlung); Werfel, Mittenwalderstr. 13, 4 Tr. NB. Die Zahlstelle für Nord-West befindet sich nicht bei Heinrich, wie irrthümlich angezeigt, sondern bei Zahne, Lübecker- und Thurmstraßen-Ecke.

Der Vorstand.

Sozialdemokratischer Leseklub

„Lessing.“

Jeden Montag, Abends 9 Uhr, Wallstr. 20.

(Restaurant Leonhardt.)

Vorlesung und Diskussion.

Gäste, durch Mitglieder eingeführt, haben Zutritt.

Deutscher Sozialdemokratischer Leseklub

Paris, Ecke der rue Montmartre 33

und rue Etienne Marcel 36.

Jeden Sonnabend Abend um 9 Uhr:

Versammlung.

Berliner Arbeiterbibliothek.

Soeben erschien: Heft 5:

Ossip Zeitin. Paris †. Charakterköpfe aus der französischen Arbeiterbewegung. (48 S. Pr. 20 Pf.) (Jules Guesde. — Paul Lafargue. — Gabriel Deville. — Malon. — Bailliant. — Der Pariser Gemeinderath. — Louise Michel.)

Dieses Heft bildet zugleich eine Ergänzung von dem bereits erschienenen Heft 4:

Der Sozialismus in Frankreich seit der Pariser Kommune. Von Ossip Zeitin-Paris †. 48 Seiten Preis 20 Pf.

Zu beziehen durch die bekannten Kolporteurs, sowie durch die Expedition dieses Blattes.

Des Armen Fahrt.

Ein Leichenwagen, einspännig, im Trab!
So werden die Armen geschleppt in das Grab!
Der Weg ist rauh, daß der Wagen oft springt,
Und hört, was der Kutischer, der launige, singt:
„Schleift rasch sein Gebein
Ueber Stock und Stein,
Es ist nur ein Armer, den Niemand nennt sein!“

Welch Stoßen und Rechen auf steinigem Pfad!
Wie klatscht die Peitsche, wie dreht sich das Rad!
Weithin wird der Roth auf die Hecken geschmetzt —
Nacht auch noch der Tobte Geräusch in der Welt?
„Schleift rasch sein Gebein
Ueber Stock und Stein,
Es ist nur ein Armer, den Niemand nennt sein!“

Seht, wie er so lang in der Kutische sich streckt!
Der Bettler ward vornehm, seitdem er verreckt,
Jetzt fährt er im Wagen doch, wie sich's gebührt,
Doch dauert's nicht lang, wenn so flott man ihn führt.
„Schleift rasch sein Gebein
Ueber Stock und Stein,
Es ist nur ein Armer, den Niemand nennt sein!“

Wie die Maulaffen glogen. Man macht zu viel Staat!
Seht, welchen Respekt vor dem Erdlos man hat!
Ja, freut euch, wenn still euch die Pulse einst steh'n,
Daß ihr könnt ins Grab wie ein Edelmann geh'n.
„Schleift rasch sein Gebein
Ueber Stock und Stein,
Es ist nur ein Armer, den Niemand nennt sein!“

Doch schweige, mein Lied! — denn mir blutet das Herz,
Zu denken, daß Menschen mit Seelen von Erz
Dem Armen bereiten solch schauerlich Loos,
Daß fremdblos er scheidet und nackend und bloß.
Tragt sanft sein Gebein
Ueber Stock und Stein,
Und laßt unseren Bruder den Armen auch sein!

Nach dem Englischen von F. Noel.
Uebersetzt von Eduard Dorich.

Deutsche Cramps in Nord-Amerika.

Eine Geschichte von A. Otto-Walster.

(Schluß.)

„Du leugnest, daß Du das Feuer angelegt?“, fragte der Farmer.

„Ich leugne es nicht, ich sage die Wahrheit, ich sage, es ist eine verdamnte Lüge.“

„Und willst Du sagen, daß Dein Kamerad nichts damit zu thun gehabt?“

„Er? Er ist wie ein Kind, er würde sich lieber selbst verbrennen, als einen Menschen durch Brand schädigen. Das ist mein einziger Trost, daß er wenigstens Euren Händen entschlüpft ist. Zwar könnte er für mich zeugen, aber . . .“

Siebentes Kapitel.

„Und ich bin da, um für Dich zu zeugen, Ferdinand“, rief plötzlich eine helle muthige Stimme, und Johann Schäfer trat zum mächtigen Erstaunen der Versammelten hervor und legte seinen Arm auf die Schulter seines Gefährten. „Berurtheilt ihn nur, Ihr Herren, die Ihr Kläger und Richter in einer Person seid und Euch den Schein der Gerechtigkeit hinter dem Rücken des Geseßes gebet. Mein Freund hat recht und wahr gesprochen, wie ein echter Sozialist, der auch ich bin, er hat gegen mich gehandelt wie ein guter, wahrer Mensch, und freudig will ich sein Loos theilen. Sterben ist leichter, als leben in einer Gesellschaft, die die Menschheit mit Füßen tritt. Tödtet uns, nehmt als Henkerslohn die Verachtung freierer und besserer Menschen, als Ihr seid.“

Die ganze Versammlung war durch diese leidenschaftlichen Reden schon längst in die äußerste Erregung gekommen, die zeitweilig nur durch den Wunsch, die Worte zu vernehmen, die da gesprochen wurden, sich einigermaßen legte.

Der Vorsitzende suchte vergeblich nach Mitteln, um wieder Herr der Situation zu werden. Aber bevor er noch einen Versuch machen konnte, trat eine neue Persönlichkeit in die Schranken, welche alsbald die allgemeine Spannung hervorrief.

„Bevor hier von Nichten und Hängen die Rede sein kann, will ich erst einmal wissen, mit wem wir's hier zu thun haben.“

Es war ein Weib mit rauher, aber doch nicht un-

angenehmer Stimme, welche diese Worte sprach und jetzt mit selbstbewußter Haltung, die ihrer hohen, kräftigen Gestalt, welche ein großes Umschlagetuch nur theilweise verbergte, recht gut stand, bis nahe an den Gerichtstisch trat.

„Was wollt Ihr sagen, Mary Kroeber?“, fragte der Vorsitzende erstaunt.

„Ich will sagen, oder erst fragen, ob man einen von den beiden Angeeschuldigten vorher in der Nähe der verbrannten Gebäude gesehen hat. Wer es sagen kann, der soll es vorerst sagen. Ich bin nun, weil mein armer Vater gestorben, seine Erbin und Farmer, so gut wie Ihr, und verlange mein Recht.“

„Niemand wird Euer Recht bestreiten, Mary Kroeber“, erklärte der Vorsitzende.

„Ich habe gefragt und will meine Frage beantwortet haben. Stellet die Frage, Vorsitzender.“

„Ich stelle also die Frage, ob einer der Beisitzer oder Zeugen die Angeeschuldigten vor dem Feuer auf Jimmy's Farm in der Nähe gesehen hat?“

Niemand antwortete.

Das junge Weib nahm nun das Kopftuch ab und ließ ihr reiches hellbraunes Haar sehen. So wandte sie sich an den Gefangenen und fragte:

„Bist Du nicht Ferdinand Burger?“

„Ja, der bin ich.“

„Aus Hersfeld in Hessen-Kassel?“

„So ist's.“

„Kennst Du mich?“

„Ja, Du bist Mary Kroeber.“

„Sagtest Du nicht am Himmelfahrtstage vor schon acht Jahren, Du möchtest mich zu Deinem Weibe, wenn nicht die böse Militärpflicht wäre?“

„Ja, und die böse Militärpflicht trieb mich nach Amerika.“

„Und uns die Noth.“

Die hohe, starke Gestalt des Mädchens brach bei diesen Worten sichtlich zusammen, eine lange Zeit der Entbehrung und harten Arbeit, eine Zeit voll mancher Familienleiden zog an ihrer Erinnerung vorüber. Mühsam errang das harte Hessenmädchen seine Fassung wieder, die es befähigte, in früherem Tone fortzufahren:

„Herr Vorsitzender, ich habe eine kranke Kuh, das hinderte mich, Euch bei Zeiten zu melden, daß ich als nächster Anwohner gestern Abend des Jimmy blöbfinnigen Wetter mit freiem Licht in die Scheune gehen sah. Da wußte ich denn hinterher gleich, wie das Feuer entstanden war.“

„Könnt Ihr das beschwören, Mary Kroeber?“

„Ja, das kann und will und werd' ich. Und ich erhebe Einspruch gegen die Verfolgung der beiden Fremden und verlange, daß dieser Ferdinand Burger aus meinem Heimathort freigelassen wird auf meine Bürgschaft.“

„Seid Ihr damit einverstanden, daß der Gefangene entlassen wird seiner Gast?“ fragte der Vorsitzende. „Wer dafür ist, erhebe sich von seinem Sitze.“

Alle erhoben sich.

„Ist irgend Jemand da, der gegen den Anderen, den Gefährten dieses Entlassenen, eine Anklage erheben will? Niemand? Die Angeklagten sind ehrenvoll entlassen.“

Nachdem die beiden Angeklagten ehrenvoll entlassen, wurde vom Vorsitzenden die Sitzung geschlossen. Derselbe wandte sich zu den Versammelten hin: „Wenn es den Ladies und den Gentlemen gefällig ist, bei mir einen Milchpunsch einzunehmen, bevor Sie nach Hause gehen, so bemühen Sie sich gefälligst mit mir in's Haus.“

Da war unter den Anwesenden Keiner, der nach solchem Erlebnis nicht das Bedürfnis empfunden hätte, der Einladung Folge zu leisten.

Beim Ueberschreiten des schneebedeckten Hofes ging Ferdinand Burger dicht neben Mary Kroeber. Sie gingen schweigend neben einander und so langsam, daß selbst die Neugierigen schließlich vor ihnen in's Haus treten mußten. Als der Letzte verschwunden war, blieb das Mädchen stehen und fragte: „Wo wirst Du heute Nacht bleiben, Ferdinand?“

„Was weiß ich?“ entgegnete dieser. „Vielleicht findet sich nun, da Du so herlich für mich eingetreten, irgend Einer, der mir Nachquartier bietet.“

„Es wird es jezt ein Jeder thun, und ich würde es vor allen Anderen thun, wenn nicht das Gerüde wäre. Aber möchtest Du nicht, da doch die Zeiten so schlecht, wie Du selbst gesagt, vorläufig bei uns bleiben? Arbeit giebt's schon.“

„Ach, Marie, wenn ich nicht so ein armer Tramp geworden wäre, ich bliebe gar zu gern in Deiner Nähe. Aber so heißt's: hinaus auf's Ungefähr.“

„Ich bin nun ein altes Mädchen geworden in dieser Einsamkeit bei harter Arbeit, und Dir blüht die ganze Welt.“

„Schön blüht sie, diese Welt. Ich habe soeben ein Probestückchen erlebt.“

„Ja, so ist's“, seufzte das Mädchen, wirst Du mich aber nicht wieder vergessen?“

„Nein, Marie, ich schwör' Dir's zu, Dein Bild soll ewig in mir leben, und wenn mir's gelingen sollte, ein Heim zu gründen, das uns Beiden eine Existenz gewährleistet, dann frage ich Dich wieder, ob Du mein sein willst.“

„Du liebst mich also immer noch?“

„Mädchen, mehr denn je“, rief der Gefragte und riß die Fragerin stürmisch an sein Herz.

Achtes Kapitel.

Es war Mitternacht, als die Farmer nach langem lebhaftem Gespräch bei dem Squire aufbrachen und ihren zerstreuten Farmen auf den verschiedensten Wegen zueilten. Für Burger war nun gesorgt, aber um die Person seines Freundes und Reisefährten, dem auch der Squire nun Herberge in zuvorkommenster Weise angeboten, entstand ein kleiner Streit:

„Er ist nun einmal hier im Hause“, meinte der Leztgenannte, „und er wird müde sein.“

„Als mein Freund und Leidensgefährte gehört er mir“, meinte nun Burger, „und ich werde wohl das nächste Recht haben, ihn als Gast aufzunehmen, vorausgesetzt, daß Mary nichts dagegen hat.“

„Der junge Fremde wird wohl selbst bestimmen, wessen Gast er sein will“, meinte Hannah, indem sie un-muthig ihre blonden Zöpfe zurückwarf, „und vorläufig ist er unser Gast, wenn er seinen Sinn nicht ändert.“

„Ich bin diesem Mädchen sehr großen Dank schuldig“, erklärte Johann Schäfer verlegen, „wenn ich wüßte, daß ich nicht unbecquem würde, wenn sie ihre Gastfreundschaft weiter erstrecken will, so . . .“

„Wirst Du wieder mit zurückgehen, so muß ich mich beschneiden, und hoffe Dich bei Zeiten morgen früh bei uns erscheinen zu sehen. Gute Nacht Euch Allen. Komm, Mary!“

Das Wetter war ziemlich mild für die Nacht. Mit seinen silbernen Lichtwellen umfloß und umwogte der bleiche Mond die schneebedeckte Landschaft. Der alte Farmer ging mit einem Nachbar in lebhaftem Gespräche voraus.

„Ihr geht ziemlich schwer“, meinte Hannah.

„Es ist wahr, ich bin müde und der Fuß schmerzt doch noch ziemlich heftig.“

„Ich war dessen nicht mehr bedacht, Ihr wäret so doch besser beim Squire geblieben.“

„Dann hätte ich das Vergnügen nicht gehabt, mit Euch zusammenzugehen.“

„Nacht es Euch Vergnügen? Aber stützt Euch auf meinen Arm.“

„Es würde Euch belästigen und ermüden.“

„Stützt Euch immerhin, ich trage es schon.“

„Wie schön die Landschaft hier ist, ich werde sie so leicht nicht vergessen.“

„Es wird Euch leid thun hier fortzugehen, da Ihr Euren Freund verlassen müßt.“

„Es wird mir gewiß noch Mehreres leid thun, seit langer, langer Zeit ist es mir nicht vorgekommen, daß ich mich an einem Orte dieses Landes so heimlich gefühlt hätte, wie gerade hier.“

„Habt Ihr nicht auch irgendwo eine Freundin gelassen, wie Euer Gefährte?“

„Nein, Hannah, ich bin bis jezt noch mit keinem Mädchen zusammengekommen, welches mich so angezogen hätte, wie Ihr in dieser kurzen Zeit.“

Der Arm des Mädchens zuckte merklich und ihrem Begleiter war es, als fühlte er die Pulsschläge ihres Herzens an seiner Hand, die jezt dicht an ihrem Busen lag. „Au“, schrie sie mit einem Male auf und riß jäh den jungen Mann zur Seite.

„Um Gott, Hannah, was ist mit Dir“, rief er, und schlang schützend seine Arme um ihre schöne, kräftige Gestalt, die nun eine kurze Zeit an seiner Brust ruhte, und von unwiderstehlichem Drange erfaßt, drückte er einen Kuß auf die reine glatte Stirn.

„O, was thust Du“, rief sie ihn zurückstoßend, und die eben vom Schreden erleichteten Züge füllten sich mit raschankströmender Noth.

„Was ist geschehen?“

„O, es schießt hier ein kleines Gewässer und mein Fuß ist durch die Eiskruste gebrochen. Geh' nur jezt allein.“

„Kommt Ihr denn“, rief jezt der Farmer, der soeben von seinem Nachbar Abschied genommen.

„Wir kommen“, rief das Mädchen rasch gefaßt, und ergriff hastig den Arm ihres Begleiters, „der Fremde kann nicht schnell vorwärts.“

„Schon recht“, bemerkte der Alte und bog in den Hohlweg, der nahe an das Haus führte.

„Bist Du mir böse, Hannah?“ fragte der junge Mann nach einer kleinen Pause, während welcher sie schweigend nebeneinander gegangen.

„Es war sehr verwegen von Dir, was dachtest Du denn?“

„Ich dachte nicht, Hannah, ich fühlte nur, daß Du mir in dieser kurzen Zeit so lieb geworden.“

„Du wirst weiter reisen?“

„Ich werde reisen, wenn Du sagst, ich soll, aber ich werde bleiben, wenn ich von Dir höre, daß Dir das lieber ist. Soll ich bleiben?“

„Ja“, hauchte das Mädchen.

Diesmal küßte er nicht die weiße Stirn, sondern den kleinen rothen Mund.

Skizzen aus dem Leben des ländlichen Tagelöhners.

III.

Lebensverhältnisse des Tagelöhners.

E. N. Eine Betrachtung der Wohnungs-, Arbeits- und Lohnverhältnisse des Land-Tagelöhners hat uns gezeigt, daß alle Bedingungen für eine gesunde geistige und körperliche Fortentwicklung fehlen, eine kurze Erörterung seiner ganzen Lebenslage von der Kindheit bis ins Alter soll dies Bild vervollständigen.

Beginnen wir bei der Kindheit. —

Sobald die Mutter des kleinen Tagelöhnerkindes das Wochenbett verlassen kann, thut sie es, denn entweder die Rücksichtslosigkeit des Bauern oder der Hungerlohn ihres Mannes fordern gebieterisch ihre Mitarbeit. Erlauben es die Bitterungsverhältnisse und die Jahreszeit, so nimmt sie den kleinen Säugling im Wagen mit hinaus auf's Feld, um ihm wenigstens in den Pausen etwas Pflege angebeihen zu lassen, wenn nicht, so bleibt er eben daheim in der ungesunden Wohnungsluft und wächst ohne jede Wartung oder höchstens unter der Aufsicht seiner älteren Geschwister auf. Tausende und abertausende gehen an den aus dieser Vernachlässigung entspringenden Krankheiten zu grunde, die Besserveranlagten ringen sich durch.

Tritt das Kind in das schulfähige Alter, so haben nur wenige das Glück, eine Schule am Orte vorzufinden, der größte Theil von ihnen muß oft eine Stunde weit durch Schnee und Regen bis zum nächsten Dorfe laufen, wo er dann durchnäßt, erfroren und hungrig ankommt. Von einer ordentlichen Ernährung kann hierbei natürlich keine Rede sein, ein Stückchen Brot und Speck müssen bis zum Abend reichen, denn früher kommen die Eltern nicht von der Arbeit.

Mit dem schulfähigen Alter hat aber auch das arbeitsfähige begonnen. Direkt von der Schule müssen die Kinder auf's Feld, dort werden sie von erwachsenen Aufsehern auf's äußerste ausgenutzt und bis zur Erschöpfung getrieben, weil auch bei ihrer Arbeit der Bauer nur noch nach Akkordfäden bezahlt. Pro Morgen Rübenziehen, Unkrautjäten, Samenschneiden oder Pflanzensetzen erhalten sie, je nach der Anzahl der Beteiligten, 10, 15 und 20 Pfg. oder, wenn sie im Tagelohn arbeiten, durchschnittlich die Hälfte des Frauenerdienstes. Für die arme Tagelöhnerfamilie ist diese geringe ökonomische Aufhilfe gewiß ganz werthvoll, aber steht sie auch im Verhältnis zu der körperlichen und geistigen Einbuße, die der kleine Arbeiter durch sie erleidet? Er ist wie seine Eltern während der Arbeit allen Unbilden des Wetters ausgesetzt, und wenn der Körper dadurch auch abgehärtet wird, so sind doch bei dessen Zartheit frühzeitiger Rheumatismus, Husten- und Brustkrankheiten die häufigste eintretende Folge. In geistiger Hinsicht ist diese letztere noch bedenklicher. Einmal wird der Schulunterricht ganz vernachlässigt und dann wird durch die einseitige Arbeit, gerade wie bei den Eltern, der Geist frühzeitig abgestumpft. Anstatt daß sich bei Spiel und Erholung das Kind frei und ungebunden entwickle, lernt es schon frühzeitig unter der Knute des Aufsehers die Abhängigkeit und Knechtschaft kennen. Was aber soll es in der Schule lernen, wenn es zwei- und dreimal in der Woche den Unterricht ganz versäumen muß, weil der Bauer die billige Kinderarbeit braucht? Es sind auf dem Lande ohnedies eine große Anzahl von Ferienwochen, die alle nur dem Grundbesitzer zu gute kommen, daß aber der Egoismus des letzteren auch außer dieser Zeit ganz willkürlich über die Freiheit der Kinder verfügt, ist ein trauriges Zeichen der Zeit. Der arme Dorfschullehrer steht diesem Treiben ganz wehrlos gegenüber, würde er es wagen, dem Anstehen der Bauern, so und so viel Kinder während dieses oder jenes Tages zu beurlauben, Widerstand zu leisten, so wäre er ein verlorener Mann. Was nicht Geld einbringt ist in den Augen des Bauern eine werthlose Sache, weshalb also der viele Schulunterricht, und ein Lehrer, der auf des letzteren Regelmäßigkeit hält, wird als liberal verschrien und denunziert, ganz abgesehen von den tausend Chikanen, unter welchen man ihn leiden läßt. Einen mächtigen und würdigen Bundesgenossen bei allen diesen willkürlichen Eingriffen in die gesetzlichen und rechtlichen Verhältnisse des armen Landvolkes findet der Bauer in dem Dorfgeistlichen, den wir später noch näher kennen lernen werden. Den großen Einfluß, welchen sich der Geistliche auf das leicht empfängliche Gemüth des Kindes verschafft, den er auch dann noch, wenn jenes längst seiner Obhut entzogen ist, geltend macht und später auf den Erwachsenen überträgt, verwendet er in allen Fällen zu Gunsten des Bauern, wo ein anderer, sei es der Lehrer oder der Tagelöhner selbst, dessen ungerechten Forderungen entgegentritt. — So wird das Kind schon von Jugend auf an Abhängigkeit und Unterwürfigkeit gewöhnt.

Ist das Kind der Schule entwachsen, so ist die Frage nach dem zu erwählenden Berufe für die Eltern nicht schwer zu beantworten.

Die Mädchen werden bei einem Bauern in Dienst gegeben, später versuchen sie vielleicht, durch Verwandte oder Bekannte bewogen, ihr Glück in der großen Stadt. Nur wenige aber finden es, der größte Theil kehrt, wenn er nicht etwa der Prostitution in die Hände gefallen, nach kurzer Zeit gebrochen und vernichtet oder enttäuscht, in den meisten Fällen ein Kind unter dem Herzen, in das Elternhaus und von da in das alte Dienstverhältnis zurück. Infolge der aus der mangelhaften Erziehung entspringenden Unerfahrenheit und in Folge der gesammten Wirtschafts- und Lebensverhältnisse sind die unehelichen Kinder

auf dem Lande unzählbar. Alle Gewaltmittel der Reaktion, eine Einschränkung der Tanzvergnügungen und aller Vergnügungen, gemeine Beleidigungen der unglücklichen Mutter, bei Gelegenheit der Taufe ihres bedauernswürdigen Kindes, helfen gegen diese „Sittensverderbnis“ natürlich nichts. Die Sterblichkeit unter diesen auferzehligen Kindern ist bei dem Mangel jeglicher Pflege und dem namenlosen Elend der Mütter eine sehr bedeutende; hier ist der Tod für beide Theile oft eine Erlösung von unsagbarer Noth.

Die Knaben werden nach dem Verlassen der Schule gleichfalls in den meisten Fällen zu Hause behalten und gehen als Ochsenjungen oder Feldarbeiter auf Tagelohn. Auf diese Weise erhalten die Eltern durch sie nach den jahrelangen Ausgaben eine kleine Einnahme, die wegfiel, wenn sie nach der Stadt bei einem Handwerker in die Lehre oder bei dem Bauern in Gefindebedienst gegeben würden. Die Bezahlung beträgt für den Anfang im Durchschnitt $\frac{1}{4}$ des Frauenerdienstes, steigt aber nach 3 bis 4 Jahren fast bis zum vollen Männerverdienste.

Fast alle jungen Männer heirathen sofort nach der zurückgelegten Militärzeit, einmal weil bei dem ungenügenden Verkehre der beiden Geschlechter daheim und auf dem Felde Liebeshandlungen selten ohne Folgen bleiben und dann, weil ein dauerndes Zusammenwohnen der Erwachsenen, bei der Stärke der Tagelöhnerfamilien, durch die ewigen Reibereien, den Klatsch und Neid untereinander zur Unmöglichkeit wird. Mit der Heirath beginnt dann die Noth auch hier, denn der größte Theil besitzt oft nicht das nothwendigste für den Haushalt und fängt mit Schulden an.

Von einem Familienleben kann dann bei dem elenden Zustande der Wohnung und der übermäßig ausgedehnten Arbeitszeit keine Rede sein, die Ehe bleibt einzig ein physischer Genuß, dessen Folgen den Mann immer abhängiger machen und fester an seine Scholle fetten.

Der baare Lohn muß nach einigen Jahren unter 5—6 Köpfe vertheilt werden und langt bald weder her noch hin, und das um so weniger, als auf dem Lande alle Konsumartikel verhältnismäßig doppelt so theuer und dabei noch doppelt so schlecht als in der Stadt sind. Auf dem Dorfe ist selbst für Geld wenig zu haben. Der Bauer verkauft den armen Leuten seine Erzeugnisse überhaupt nicht, da er den größten Theil derselben entweder auf Monats- und Jahreslieferung an die Händler der nahen Städte abgibt oder es der lumpigen paar Pfennige wegen, für die der „kleine Mann“ seine Bedürfnisse einkauft, nicht für der Mühe werth hält, in den Keller und nach dem Boden zu gehen. Der Arbeiter ist also auch hier auf den Zwischenhändler angewiesen, der ihm aber, außer dem üblichen Profit, immer noch einige Pfennige über dem Marktpreis abnimmt, da keine Konkurrenz die Preise normirt. Beim Dorfsträmer muß er vollends alle Artikel 25—50 pCt. theurer bezahlen als in der Stadt; das fällt den Leuten natürlich wenig auf, da sie immer nur geringe Quantitäten einkaufen und — borgen. Auf den Borg ist der Tagelöhner eben nach kurzer Zeit angewiesen und kommt dann meist sein Lebtage nicht aus den Schulden heraus.

Direkt betrogen aber wird er durch die haufenweise herumziehenden Hausierer, die ihm allen Schund aufschwätzen und besonders dadurch, daß sie ihm ihre Waare auf Abzahlung geben und so auch die Aermsten zum Kaufen verlocken. Ehe dann die werthlose Waare bezahlt ist, ist sie abgenutzt und die Entnahme auf Kredit beginnt von neuem. Aber es hilft ihm auch wenig, sich direkt nach der Stadt zu wenden, was er besonders beim Einkaufe der Kleidung thut. Er wird dort ebenso übertheuert und seine Unerfahrenheit und Unsicherheit ebenso ausgenutzt als zu Hause.

Wie sieht es nun mit dem Naturallohn? Der Kartoffelader liefert ihm wohl Stoff genug, seinen Magen zu füllen, aber keine gesunde und kräftige Nahrung. Der Ueberfluß an Kartoffeln verlockt ihn auch, sich ein Schwein zu halten und dieses wieder fesselt den Landarbeiter noch mehr an seine Heimath. Er hält sich für reich und glücklich gegenüber seinem Kollegen in der Stadt, weil er vier Wochen lang im Jahre Wurst und Fleisch und kaum ein halbes Jahr Speck zu seinem Brote hat. Der arme Thor! Wenn er am Ende des Jahres einmal zusammenrechnen würde, wie viel Geld er baar für sein Schwein bezahlt, wieviel Kartoffeln und Schrot dasselbe verzehrt, wieviel Arbeit und Mühe ihm dessen Aufziehen gemacht, so würde er leicht finden, daß er gerade doppelt so theures Fleisch gegessen als er sich für baares Geld hätte kaufen können. Gar nicht gerechnet die Fälle, wo das mühsam aufgefütterte Thier kreipert oder ihm abgepfändert wird, da er am Termin das vom Viehhändler geliehene Ankaufsgeld nicht bezahlen konnte. So lange Fleisch und Wurst reichen, ist das ja eine schöne Sache und während dieser Zeit ist auch die ganze Familie im Ueberflusse drauf los, leider hat das sehr bald ein Ende und dann kommen magere und fastenreiche Monate. Erhält er Getreide geliefert, womit natürlich immer eine bedeutende Erniedrigung des Geldlohnes gleichen Schritt hält, so geht es ihm ebenso, die starke Familie ist, so lange etwas da ist, und dann darbt sie um so mehr.

Durch diese unregelmäßige Lebensweise wird die Gesundheit ebenfalls geschädigt. Gefochte Speisen nimmt er des Tages höchstens einmal zu sich und zwar Kartoffeln am Abend, alle anderen Mahlzeiten bestehen aus Brot und Speck, selbst den Kaffee trinkt er kalt, da er ihn in Flaschen mit auf's Feld nimmt. Wer soll auch zu Hause kochen? Frau und Kind müssen ja fleißig mitarbeiten, außerdem liegt das Feld, auf dem er beschäftigt ist, oft stundenweit vom Dorfe entfernt, so daß an ein Nachhausegehen nicht zu denken ist, desgleichen machen, wie bereits erwähnt, die

Bitterungsverhältnisse vielfach jedes strenge Einhalten der Ruhe- und Erspausen unmöglich. Die Folge dieser geringen Abwechslung und Diät der Nahrung sind chronische Magenkrankheiten, die auf dem Lande in erschreckender Weise grassiren.

Das engere Familienleben bietet ebenfalls ein trauriges Bild. Die mangelhafte Erziehung und Bildung, der Umgang mit störrischem Vieh und schließlich die ganze ihn umgebende Misere selbst, schließen jedes gemüthvolle und innige Zusammenleben aus und machen den Tagelöhner daheim leider oft zu einem halben Barbaren. Die unglückliche Frau ist dann die Zielscheibe seines Grolles und den rohesten Mißhandlungen ausgesetzt, die derartig auf der Tagesordnung sind, daß selbst die auf's höchste ausgebildete Klatschjucht der Landbewohner solche Vorfälle unbeachtet läßt. Die Kindesliebe ist noch der einzige Lichtblick in dieser trostlosen Welt. Leider haben die Eltern nur selten Zeit sich mit ihren Kleinen zu befassen, da der ununterbrochene Kampf ums Dasein jede Erholung unmöglich macht.

Wird der Tagelöhner krank oder ist seine Kraft vollständig aufgebraucht, so ist sein Geschick ein furchtbares. Im ersten Falle schickt ihn vielleicht eine Krankenkasse auf einige Wochen hinaus vor dem Verhungern, im letzten Falle nicht. Solche Leute suchen sich die Gemeinden d. h. die Bauern und Besizer, die nach der Gemeindeordnung die einzig Stimmberechtigten sind, so viel und schnell als möglich vom Halse zu schaffen. Am leichtesten erreichen sie diesen Zweck dadurch, daß sie die Unglücklichen obdachlos machen und so zwingen fortzuwandern. Der Bauer kündigt dem invalid gewordenen Tagelöhner unter irgend einem Vorwande die Wohnung und auf alle diejenigen, die ihm eine solche vermietet haben, wird so lange ein Druck ausgeübt, bis sie ein Gleiches thun. Allerdings erreichen die Grundherrschaft bei diesem Vorgehen selten den vollen Zweck, denn auch die anderen Gemeinden sind bei der Aufnahme solcher Ausgestoßener sehr vorsichtig und die großen Städte nicht minder, aber der Vortheil kommt dabei doch heraus, daß der arme kranke Tagelöhner, wenn er nach monatelangem Umherirren vollständig gebrochen in das Heimathsdorf zurückkehrt, gern die letzten verzweifeltsten Anstrengungen macht, sich durch kleine Arbeitsleistungen als Aufseher, Bote u. d. j. jämmerliche Verpflegung im Gemeindehause zu verdienen. Das genügt dem Bauern, er braucht den Arbeitsinvaliden, der ihm seine Gesundheit und seine Kräfte geopfert, auf dessen alte Tage wenigstens nicht ganz umsonst ernähren.

Glücklicherweise ist ein langes Stiechtum auf dem Lande eine Seltenheit. Die Leute arbeiten aus Furcht vor dem Gemeindehause, bis sie zusammenstürzen, ihr ganzes Leben, das nur ein langamer Hungertod war, endet meist in einer plötzlichen Katastrophe, wenn die Grenze der Entbehrungsfähigkeit erreicht ist.

Wenn dann der todt Tagelöhner in schlichten Sarge, geleitet von seinen trauernden Kindern und Enkeln und seinen alten Arbeitsgenossen, durch die sonnenbestrahlten wogenden Saatenfelder hinausgetragen wird nach dem stillen Friedhofe, dann hält der Geistliche für schweres Geld und der Bauer diesmal umsonst eine lange erbauliche Rede, die in dem Schlußsatze gipfelt: „Ja! es war ein fleißiger, ehrlicher Mann, den wir hier begraben, er hat sich alle Zeit redlich und mühsam durchs Leben geschlagen, liebe Leute, nehmt euch ein Beispiel an ihm!“

Und die „lieben Leute“ sie nehmen sich eins, sie gehen hin und leben und sterben wie er.

Zu den Streiks.

Röthigung der Unternehmer. Kontraktbruch.

□ Sowie die Arbeiter in einigermaßen größerem Umfange von ihrem Koalitionsrechte Gebrauch machen und zur Verbesserung ihrer Lage die Arbeit einstellen, so erschallen aus dem kapitalistischen Lager sofort immer dieselben abgegriffenen Verdächtigungen, Verdrachungen der Thatfachen und albernen Beschuldigungen gegen die Arbeiter. Diese Aeußerungen des kapitalistischen Hasses gegen die Rechte der Arbeiter entspringen zum großen Theil der absichtlichen Verlogenheit. Wenn z. B. der Verein der Berliner Bauinteressenten an den Polizeipräsidenten schreibt, es wäre „die aufrichtige Meinung“ der Mitglieder des Vereins, daß der Ausstand der Berliner Maurer nur von wenigen Personen gemacht wäre und daß er nur im Interesse von Parteien, die auf den Umsturz der Staats- und Gesellschaftsordnung abzielen, geleitet und unterstützt werde, so ist dies ohne Zweifel nicht die aufrichtige Meinung der Leiter dieses Vereins, wenn wir auch einen Theil der Mitglieder solch einer geistigen Beschränktheit wohl für fähig halten. Die Leiter des Vereins gebrauchen diese Anschuldigung offenbar gegen besseres Wissen, weil sie annehmen, daß in den Kreisen der Nachhaber solche Unwahrheiten gern gehört werden.

Aber ein großer Theil der kapitalistischen Kreise ist freilich durch seine Erziehung, durch eingepflanzte Vorurtheile, durch falsche Anschauungen und nicht zum Wenigsten durch Denkfaulheit und Unfähigkeit, offensbare Thatfachen zu sehen, von der Richtigkeit solcher unwahren Anschuldigungen gegen die Arbeiter überzeugt. Er hält jeden Versuch der Arbeiter, sich die staatsbürgerliche Gleichberechtigung auf dem Boden der heutigen Gesellschaftsordnung zu erringen, für eine sträfliche Auflehnung gegen die „von Gott gesetzte Ordnung“, die den Kapitalprofit als Endziel alles menschlichen Schaffens und Wirkens gesetzt haben soll.

Gegen beide Klassen der Gegner der Arbeiterrechte, sowie gegen alle Spielarten, die sich aus der Mischung dieser beiden unter sich und mit anderen ablenkenden und

im Sultan, im Khedive von Egypten, im Bey von Tunis? Wie die Römer bereinst ihre Kohorten, so senden die christlichen Nationen ihre Armeen in die Länder der Moslems auf Exekution im Auftrage von Bucherer-Syndikaten. (Lebhafte Beifall und Händeklatschen.)

„Dabei war in Rom die Plutokratie nur solidarisch gegen ihre Opfer, gegen die unterdrückten und ausgepressten Völker; dagegen innerhalb der Klasse herrschte von jeher das erbarmungslose Recht des Stärkeren. Senat und Ritterstand wechselten ab in dem Besitze des Richteramtes und übten es gegeneinander aus, wie eine Vendetta gegen einen persönlichen Feind. Wo die Parteilichkeit der Tribunale nicht mehr ausreichte oder zu langsam arbeitete, griff man zu Achtungen und Massenkonskationen, so unter Marius, unter Sulla und während der beiden Triumvirate.

„M. S.! Um wie viel besser steht es im neunzehnten Jahrhundert! Dieses ist gestützt und milde. Wir leben ja in einer Ära der unblutigen Proskriptionen, welche bloß das Vermögen des Gegners treffen und dessen werthloses Leben verschonen. (Stürmischer Beifall und Händeklatschen.) Aber in keiner Zeit, m. S., hat es so massenhafte, so ausgebreitete, so plötzliche Vermögensveränderungen gegeben, wie gerade heutzutage. Jeder Fischzug an der Börse liefert Hunderte von zappelnden Existenzen an den Strand. (Stürmischer Beifall und Händeklatschen.) Jeder Ring, jeder Krach, jede Krise bringt ganze Gruppen von Reichen und Wohlhabenden, von Unschuldigen und Schuldigen an den Dattelstab, und immer ist der Schlussakt solcher sozialer Dramen die Abrundung der größten Vermögen. (Stürmischer Beifall und Händeklatschen.) Denn es haben die geräumigen, feuerfesten Kassen eine Anziehungskraft auf gefüllte Brieftaschen, wie nur der stärkste Magnet auf Eisenseilspäne. (Heiterkeit.) Also, m. S., in dem furchtbaren Kontraste zwischen dem Massenelende und dem übermächtigen Reichtume einiger Weniger liegt jedenfalls die Ähnlichkeit der modernen und der antiken Zeit.

„Das erweiterte Stimmrecht, die Press-, die Rede- und die Versammlungsfreiheit, der sorgfältigere und ausnahmslose Volksschulunterricht . . . sind aber unvereinbar mit einem wirtschaftlichen Zustande, welcher den arbeitenden Klassen gegen erhöhte Leistungen nur Elend und Unsicherheit zu bieten vermag. (Lebhafte Beifall und Händeklatschen.) Und ebenso unvereinbar mit einem solchen Zustande ist gewiß, aus Gründen, die ich hier gar nicht mehr weiter zu erörtern brauche, die allgemeine Wehrpflicht. Bei Strafe des Unterganges also wird sich die moderne Welt eine neue wirtschaftliche und soziale Organisation schaffen müssen, und sie hat damit bereits begonnen . . .

„In der bisherigen Domäne des Liberalismus, in den großen Städten und insbesondere in der Reichshauptstadt . . . wendet sich das Volk enttäuscht von dem Liberalismus und seiner trostlosen wirtschaftlichen Lehre, dem Manchesterthume, ab, seine Rolle ist ausgespielt. (Beifall.) Er hat die Weltbühne betreten, wie Nathan der Weise; er triefte von Aufklärung und predigt Menschenglück. Aber gar bald ist er aus der eingelernten, in die natürliche Rolle zurückgefallen: in die des alten Sphlod, welcher auf seinem Scheine besteht und ein Pfund Fleisch aus unserem Leibe begehrt. Es ist kein Wunder, m. S., daß das Volk höflich aber entschieden ein solches Anerbieten abgelehnt hat.“ (Stürmischer langanhaltender Beifall und Händeklatschen. Wiederholte Hochrufe.)

Die französische Arbeiterdichtung der Achtundvierziger-Zeit.

III.

B. W. Praktischer, aber minder begabt als Jean-Journet war A. Bourgeois, ein energischer Mann, der angroßen Gedanken sich stößt, für große Thaten sich begeistert. Als der Luftschiffer Pétrin einen lenkbaren Luftballon erfunden hatte und kein Kapital zur Realisirung finden konnte, erließ Bourgeois einen „Ausruf an das Volk“, den Erfinder durch kleine Geldspenden zur Ausführung seiner Idee zu befähigen. Das Luftschiff bewegt sich nach Pétrin vorwärts durch Anwendung einer schiefen Ebene, bald schräg aufwärts, bald schräg abwärts. Ein Apparat von vier Ballons trägt nach des Erfinders Berechnung eine Zahl von 500 Menschen mit einer Schnelligkeit von stündlich 10 bis 50 Pariser Meilen. In der That eine Idee, für welche man sich begeistern kann nach Art Bourgeois', welcher sang:

So laßt empor uns aus dem Dunkel schweben,
Das lang im Schlaf die Menschenseele band;
Vermag uns Flügel das Talent zu geben,
Auf, streck entgegen ihm die Bruderhand!
Den Ruf erklingen laßt zum Bestenende;
Ein Stern erglänzt durch Nacht und Nebelstul!
Nimm aus dem Volk, gib deine Freiheitspende,
Dem Vogel gleich durchkreuzen wir die Luft.

Das Proletariat bewahrte auch bei dieser Gelegenheit seinen Ruf der Intelligenz und Mildeherzigkeit. Ob sich die Pétrinsche Idee nun zur Ausführung bringen läßt, war von mir nicht in Erfahrung zu bringen. Fest steht, daß ein Modell der fischförmigen Maschine im Winter 1850/51 zu Paris ausgestellt worden ist.

Einer der liebreichsten Proletarietdichter ist der Nähmaschinen-Arbeiter Gustav Leroy. Von ihm erzählt kein Deutscher: Ich lernte ihn auf der Straße kennen und besuchte ihn an einem kalten, klaren Novembertage in seiner Wohnung. Eine alte Kaldhaunenhöckerin öffnete mir das Haus und

wies mich im Hintergrunde in einen dunkeln Gang, an dessen Ende eine Treppe befindlich sei. Tappend im Finstern gelangte ich vorwärts, begann zu steigen und brach plötzlich mit dem Fuße durch ein Loch in den vermorsten Stufen. Glücklich bis in das zweite Stockwerk gelangt, stieß ich an einen Balken, der, ich weiß nicht wozu, hier aufgestellt, krachend zur Erde fiel. Drei Thüren öffneten sich, und kreischende zerlumpie Weiber überhäufte mich mit Schimpfwörtern. Aber in der dritten Thüre stand ein schönes blaßes Weib, das fragte mich sanft, wen ich suche. „Gustave Leroy!“ Doch schon hatte ich ihn erkannt. Seine Nähmaschinen leimend saß er in kalter Stube, aus welcher sich ein erstickender Dunst wälzte. Auf dem Fußboden lag ein schreiendes Kind — es starb wenige Tage nachher trotz aufopfernder Pflege. Ein Tisch, ein Bett, ein hölzernes Gefäß, drei Stühle — das war das ganze Mobiliar. Ich fragte den Dichter nach seinen Liebern. „Die sind meist aus dem Buchhandel verschwunden, gab er zur Antwort. Doch da Sie sich dafür interessieren, will ich zusehen, ob ich selbst noch einige besitze.“ Dabei langte er von dem Gefäß einen Holzstift herab, in dem außer zerbrochenen Scherben, Handwerkszeug und allerlei Spänen sich zuletzt auch Gedichte vorfanden. Es war ein Haufen ungeordneter Papiere, theils von Näusen zernagt, theils durch das Alter und den schlechten Aufbewahrungsort zerstört. Leroy suchte das Lesefächste heraus. Ich konnte nicht umhin, ihm Vorwürfe zu machen über seine Sorglosigkeit, mit welcher er die letzten Exemplare seiner Lieder der Vernichtung anheim gab. Ich „verstehe Sie nicht, entgegenete der Dichter. Jene Lieder mußte ich schreiben. Sie haben zu ihrer Zeit genügt oder doch gefallen — ihr Zweck ist erreicht. Die guten Lieder können Sie heute noch auf der Gasse hören. Daß man die schlechten vergißt, dagegen habe ich mich niemals gewehrt. Ich versuchte übrigens schon einmal eine gesammelte Ausgabe meiner Gedichte dem Volke zu übergeben; aber beim nächsten Bogen konfiszierte die Polizei die ganze Auflage. Es soll also nicht sein. Uebrigens was gehen mich die alten Lieder an? Soll ich jetzt, wo ich noch junge dichten kann, schon für die Eitelkeit des Greisenalters sorgen?“ Der so charakterisirte Mann theilte sich fortwährend an den Ereignissen der Zeit. Schon 1840 wurde das Publikum auf ihn aufmerksam, als aus allen Werkstätten sein Lied „Die Todten“ erscholl. Ein anderes Lied „Der Eingang in die Tuilerien“ zog ihm die erste Verfolgung zu. Leroy hatte Einfluß auf die Wahlen, warnte vor Louis Napoleon, kritisirte die Maßnahmen der Regierung, verherrlichte die Verbannten — und das alles durch sein schlichtes Lied. Er war der erste, welcher durch seinen schwungvollen „Gruß der jungen Republik“ den Sieg des Volkes feierte. Dieses Lied griff in die Vorgänge der Revolution ein, indem es zur Verbrennung des Julithrones durch die Strophe führte:

Verbrennt den Thron, auf dem die Schmach geseßen,
Auf dem Berrath erschlug den Justizpfahl!
Verbrennt den Thron! Und laßt im Opferdampf
Das Recht erhöhen, das ein Fürst vergeblich
Mag Seid' und Holz im Feuerbrand verderben,
Das Königthum erwärmt uns anders nicht.
Gegrüßt, gegrüßt! Nun laßt ich ruhig sterben —
O Republik, ich sah dein Angeficht!

Am 17. März 1849, als die Hinrichtung der sogenannten Mörder des Generals Bréa jedes menschliche Herz erschütterte, jaßte Leroy den Grimm Tausender in ein zorniges Lied, das noch am Abend von den Gassen zu den Scheiben des bankrottirenden Präsidenschlosses emporgrollte. Die Staatsgewalt fühlte die Gefährlichkeit solcher Kritik ihres unstilllichen Systems, sie verurtheilte statt des Präsidenten den Proletariet. Das Volk aber ernährte während Leroy's Gefangenschaft dessen Weib und Kind, ja es sang ihm sein eigenes Lied unter dem Kerkergitter als Zeichen der Treue und des Dankes. Das war wohl der einzige Lohn, der dem Dichter zu Theil wurde. Und so konnte Leroy wohl seinem Liede grollen, es „verbannen“, wie er dies in dem Gedichte „Die Verbannung des Liedes“ thut.

„Mir sprach ein Freund: „Verbanne nicht dein Lied!“ —
Ich aber meine, daß er klüglich rieth.
Wenn alles ausgelegt — was soll ich weiter singen?
Ein stört ich Lust und Scherz aus jeder Seele klingen,
Heut bin ich allzumal belehrt in Herzensdingen —
Verstumme drum, mein Lied!

„Die Ehre doch?“ — Leicht ist um sie ein Lied.
Heut lag ich nur, daß sie von danken schieß.
Ein armes Wort verweist nicht mehr der Seele Flecken.
Seit wir die Ehre in Pistolenschüssen steden
Und einer Aiderschaar Geschick mit Nacht bedecken. —
Verstumme drum, mein Lied!

„Die Tugend doch?“ — Leicht ist um sie ein Lied;
Sie ist ein Ruf, den gern der Schlechte flieht.
Ich will auch diesen Nabel anstieren bis zum Grunde,
Dah fast die Schande nur Reichtum erwirbt zur Stunde,
Wenn sich der Brave arm verzehrt an seiner Wunde. —
Verstumme drum, mein Lied!

„Die Freiheit doch?“ — Leicht ist um sie ein Lied.
Sie ist der Stern, zu dem mein Auge sieht.
Mit ihrem Glanze kam sie in den Junischauern . . .
Still! Von den Gittern bringt der Morgenwind
ein Trauern;
Wie kann der Freiheit Baum gedeihn auf Kerker-
mauern? —
Verstumme drum, mein Lied!

Pierre Dupont ist einer der bekanntesten Proletarietdichter, dessen Name auch den deutschen Arbeitern vertraut ist in Folge des von ihm verfaßten „Gesanges der Arbeiter“. Der Dichter wurde am 23. April 1821 zu Lyon als Sohn eines Schmiedes geboren. Nachdem er in zartem Alter sowohl Vater wie Mutter verloren hatte, wurde er von seinem Pathe, einem alten Landgeistlichen, aufgenommen und mit zehn Jahren in ein geistliches Seminar gesandt.

Allein der sechzehnjährige Jüngling weigerte sich hartnäckig, den ihm aufgedrungenen Priesterstand zu ergreifen. Da vermietete ihn sein Pflegevater als Arbeiter an eine Lyoner Seidenfabrik auf fünf Jahre. Allein schon nach wenigen Tagen entfloß Pierre Dupont aus der Fabrik. Sein erzürnter Pathe gab ihm eine kleine Geldsumme und zog seine Hand von dem selbständigen Charakter ab. Dupont verschaffte sich eine Stelle als Kommis in einem Bankgeschäft. Hier blieb er zwei Jahre, bis ein Gastspiel der Schauspielerin Rachel den in ihm schlummernden Funken der Poesie zu einem Brande entfachte. Dupont eilte nach Paris, um ausschließlich dichterisch zu arbeiten. Allein von Verlegern und Schriftstellern mit Achselzucken empfangen, sah er sich bald in bitterer Noth versezt. Nachdem er eine Zeit lang durch Stundengeben in einer kleinen Lehranstalt sein Leben gefristet, kam ihm eines Tages in den Sinn, nach der Stadt Provins zu reisen, wo noch einige Verwandte seines Vaters lebten. Von diesen freundlich aufgenommen, fand der junge Dichter die Muse, ein größeres Gedicht „Die beiden Engel“ zu vollenden. Seine Verse erwarben ihm die Gunst des in Provins weilenden Akademikers Lebrun. Als er nun, vierundzwanzig Jahre alt, zu siebenjährigem Militärdienste berufen wurde, ohne Geld zum Anwerben eines Stellvertreters zu besitzen, da war es sein Gönner Lebrun, welcher für Subskription des genannten Gedichtes sorgte und dem Dichter durch seine Bemühungen einen Reingewinn von 5000 Franks verschaffte. Nach sechswöchigem Dienste sah sich nun Dupont vom Militär befreit. Auf die Empfehlung Lebruns wurde das Gedicht „Die beiden Engel“ 1842 mit dem Preise von der Akademie gekrönt und der Verfasser als Mitarbeiter am Wörterbuche der Akademie angestellt. Zu dieser Zeit befreundete sich Dupont mit den Ruskern Gounod und Parisot. Eines Tages hörte Gounod seinen Freund singen, mit seelenvoller und schmiegsamer Stimme, ein unbekanntes, ergreifendes Lied. „Was ist das für ein Lied? Und wo hast du es gesungen?“ — „Ich habe nirgend gesungen gelernt. Und das Lied habe ich soeben erdacht.“ — Gounod notirte sich die Noten und war erstaunt über das natürliche Genie Duponts. Wenige Tage später galt Dupont in ganz Paris als neuerstardener Stern. Der Anblick einer Herde stattlicher Landochsen hatte ihn zu einem Gedichte begeistert, in welchem ein Bauer seine beiden Ochsen preist und ihren Verlust durch Verarmung fürchtet. Die von Dupont erfundene wehmüthige Melodie entzückte Gounod sowie berühmte Sänger, welche das Lied öffentlich vortrugen, unter dem Beifall der entzückten Menge. Wie das Gedicht „Die Ochsen“ sind viele Gedichte der ersten Periode Duponts der Verherrlichung ländlicher Natur gewidmet. Als Probe dieser Gattung möge eine Strophe des Liedes „Ehrenpreis“ dienen. Man wird daraus ersehen, daß der Revolutionsdichter kein teuflischer Bluthund, sondern eine weiche, schwärmerische Natur war.

„Wenn, um des Frühlings Guld zu grüßen,
Die Erde sproßt in jungem Keis,
Dann sit den Teppich ihr zu Füßen
Das blaue Blümchen Ehrenpreis —
Ein blaßes Kind und ohne Dästen,
Kaum in der Iris Blick getaucht,
Ein Tropfen Thau, den aus den Dästen
Das Morgenroth zur Blume haucht.
Gegrüßt, du zarte Blütenfeste,
Die eine Stund' entfähren muß,
Mitleidend-fromm und ohne Hehle
Und flüchtig wie ein Liebesgruß!“

Die Hungernöth des Jahres 1846 und der tägliche Anblick des sozialen Elends wandelten den idyllischen Charakter der Dupont'schen Dichtung in einen sozialphilosophischen und politisch-revolutionären um. „Das Lied vom Brote“, der „Gesang der Arbeiter“, der „Gesang der Völker“ sind Gedichte voll großer, paderber, wenn auch vielfach ungeordneter und durch Phrasenklebung geschwächter Gedanken. Alle Dupont'schen Lieder aber zündeten gewaltig in der Masse und gingen der Revolution voraus wie Sturmögel dem Orlane. Den Klang dieser Lieder mögen einige Verse vom „Gesang der Studenten“ kennzeichnen, welcher ein Studententhum feiert, das im Gegensatz zum heutigen noch die Fähigkeit, fähig zu denken und sich für wahre Ideale zu begeistern, hatte.

„Studenten, auf zum frohen Bunde,
Ihr Jünglinge der freien That!
Dem Volke lauscht und seiner Kunde,
Preist Malthus aus mit feinem Rath!
Auf ihrer Stirn der Freiheit Stempel,
Bahnt sich den Weg die junge Schaar. —
Zwei Säulen hat der Zukunft Tempel;
Es sind Student und Proletar.
Marchiert ohne Trommeln und Pfeifen,
Zu erobern die neue Welt,
Und laßt in die Brust euch das Todesblei greifen,
Wie gethan Robert Williams, der prächtige Held.

Mag auch das Licht der Sonne blendend
Den trübten Blick der Guteschaar;
Uns laßt marchieren, Hand in Händen,
Studenten hier, hier Proletar!
Hurrah, ihr wackeren Jünglingsherzen
Von Wien, Berlin, vom Seinststrand!
Allüberall Studententhergen,
Und jubeln sollte frei das Land!
Marchiert ohne Trommeln und Pfeifen,
Zu erobern die neue Welt,
Und laßt in die Brust euch das Todesblei greifen,
Wie gethan Robert Williams, der prächtige Held!“

Nach dem Staatsstreich vom 2. Dezember hielt sich Dupont ein halbes Jahr lang in einigen unbeachteten Landstädten verborgen, bis man den gefürchteten Volksdichter entdeckte und verhaftete. Vor ein Kriegsgericht gestellt, ward er zu sechsjähriger Verbannung nach Lambessa verurtheilt. Doch einflußreiche Gönner erwirkten seine Begnadigung. Seitdem hat sich Dupont vorwiegend der Richtung seiner ältern Poesie zugewandt.

Der tyrannische Feldzug Louis Napoleons gegen die Presse Frankreichs hat natürlich auch die Erzeugnisse der Arbeiterdichter nicht verschont. Eine unheimliche Stille überzog das Land, kein Lied milderte mehr den Despotismus. Sich im Volke einen stummen Gegner zu erschaffen, dessen Groll und dessen geplante Thaten kein Wort verkündet, ist ein gefährliches Spiel. Das hat jener französische Kaiser erfahren. — Auch in Deutschland ist die Arbeiterdichtung gegenwärtig stumm. Ja, mit Staunen wird mancher Arbeiter vernehmen, daß das Proletariat eine hervorragende poetische Literatur hat, daß in wenigen Jahren tausend begeisterungsvolle Lieder aus einer einzigen Großstadt lerschengleich emporstiegen. Was ist schuld an dem heutigen bangen Schweigen? — Mag die Poesie ihre Klagen an die Väter des Sozialistengesetzes richten!

Papstthum und Judenthum.

In die Antisemiten ist kürzlich ein großer Kerger gefahren, während ihre Segner mit verstärktem Selbstbewußtsein in die Zukunft schauen — und zwar hat ein hoher katholischer Würdenträger das alles bewirkt.

Das ging aber so zu: Der päpstliche Nuntius, Monsignore Galimberti, speiste, hoffentlich gut, bei dem Bischof von Fünfkirchen.

Neben vielen ungenannten „Vorständen militärischer und ziviler Behörden“ wohnte dem Festmahle auch ein gewisser Herr Josef Engel de Janosi bei; bisher unbekannt in der Weltgeschichte, ist von ihm nur festgestellt, daß er der Sohn eines jüdischen Großgrundbesizers ist. Nach Absolvierung des glänzenden Menus wurde er dem Nuntius vorgestellt, welcher ihm freudig die Hand drückte und bemerkte:

„Unsere Kirche steht Ihrem Glauben keinesfalls feindlich gegenüber, da sie doch aus demselben hervorging und viele Berührungspunkte, wie die Bibel, die Propheten, Psalmen u., mit demselben hat. Jede positive Religion ist dem Atheismus vorzuziehen, der die soziale Ordnung zerstört; daher sollen alle Konfessionen einig sein und friedlich unter einander wirken. Versichern Sie Ihre Glaubensgenossen meiner dauernden Sympathien!“

Ob der Nuntius Herrn de Janosi bei diesen Worten zugehört hat, wird uns leider nicht berichtet. Wahrscheinlich aber ist es, daß er ihn für einen Anguren gehalten hat, bei dem er auf Verständniß rechnen kann, auch ohne weitere Bemerkungen.

In unserer Zeit des Massenhaßes und des kirchlichen Fanatismus wäre gewiß nichts erfreulicher, als wenn von einer Stelle, die es nicht erwarten läßt, eine Äußerung der Achtung vor der Ueberzeugung des Andersdenkenden laut würde. Jedoch es handelt sich hier nicht um Duldung, noch weniger um Achtung, sondern um etwas Greifbareres, um ein Schutz- und Trugbündniß. Der päpstliche Nuntius sagt in dürren Worten: Wir beide, Christen und Juden, haben ein gemeinsames Interesse, die Aufrechterhaltung der „sozialen Ordnung“. Der Glaubensinhalt unserer verschiedenen Konfessionen ist ein untergeordnetes Detail. Das Wesentliche, ihr Werth besteht darin, daß sie die „soziale Ordnung“ stützen, welche der Atheismus zerstört. Daher, weil wir beide diese soziale Ordnung wollen, müssen „alle Konfessionen einig sein“.

Das Wort „Atheismus“ ist natürlich ganz ungenau; es sagt an sich gar nichts Bestimmtes und es können darunter verschiedene Weltanschauungen gemeint sein, die revolutionärsten wie die reaktionärsten. Diese Eigenschaft der Vieldeutigkeit hat das Wort „Atheismus“ mit dem Worte „Religion“, sogar mit dem Worte „Christenthum“ gemein. Aber das Bündniß der Herren Galimberti und Engel de Janosi bezieht sich nicht auf solche philosophische Feinheiten.

Die „positiven Religionen“ haben die „soziale Ordnung“ zu schützen. Gewiß, das thun sie auch, das haben sie stets gethan. Freilich war die „soziale Ordnung“ zur Zeit Karls des Großen eine andere, als zur Zeit der Bauernkriege; und die „soziale Ordnung“ vor der französischen Revolution war einigermaßen verschieden von jener, welche heute, 100 Jahre nach dem Bastillensturm, herrscht — aber in der That, die Kirche hat alle diese „sozialen Ordnungen“ gestützt, sie war stets auf Seite der jeweiligen „sozialen Ordnung“ und stützte sie gegen die kommende. Und, um nicht mißverstanden zu werden, wollen wir hinzufügen, daß das vom Judenthum mindestens ebenso sehr gilt. Es giebt nichts Konservativeres, ja nichts Reaktionsärer als das Judenthum, wie sich das bei einer alten Staatsreligion, welche nur den Zweck hatte, die „soziale Ordnung“ von damals zu stützen, von selbst versteht.

Aber, wie ist uns denn? Erzählt man uns nicht sonst das gerade Gegenteil? Sagt man uns nicht fortwährend, die heutige „soziale Ordnung“ sei nur ein Mittel, religiöse Ideen zu verwirklichen? Monarchie, Eigentum und Familie seien die Formen, in welchen sich der Wille Gottes auf Erden durchsetze? Was sagt man dem Armen, dem Darbenden, dem Beknechteten, welchem die „soziale Ordnung“ auf den Nägeln brennt? Es ist der Wille Gottes, der sich erfüllt; diese „Ordnung“ ist von Gott eingesetzt. Diese Ordnung ist „heilig“, weil die Religion sie sanktionirt hat.

Was sagt hingegen der päpstliche Nuntius Monsignore Galimberti? Er spricht es offen aus, diese Religion ist heilig, weil sie der „sozialen Ordnung“ nützt. Die „soziale Ordnung“ wird von der Religion sanktionirt. Die Religion ist Mittel, die „Ordnung“ der Zweck. Der Kirchenfürst hätte Schopenhauer zitiren können: „Den Fürsten ist der Herrgott der Knecht Ruprecht, mit dem sie die großen Kinder zu Bette jagen, wenn nichts anderes mehr helfen will; daher sie auch viel auf ihn halten.“

Wir fürchten, Herr Galimberti wird hinterher ein wenig bedauern, so aus der Schule geplaudert zu haben.
Dr. B. Adler.

Der internationale Arbeiterkongress in Paris.

Zum Kongress sind bis jetzt, ohne die deutschen, österreichischen und französischen Delegirte angemeldet: aus Holland 3, aus Schweden 2, aus Norwegen 1, aus Griechenland 1, aus Polen 2, aus Rußland 2, aus Spanien 3, aus der Schweiz 10, aus England 10, aus Amerika 5, zusammen 40 Delegirte. Da aus Deutschland circa 80 Delegirte kommen werden, aus Oesterreich 5—6, und da auch sonst noch verschiedene noch nicht angemeldete Delegirte zu erwarten sind, so wird die Zahl der nicht-französischen Delegirten wohl die Ziffer 130 übersteigen, während die Zahl der französischen Delegirten sich auf 150 bis 200 erheben dürfte — ein imposantes Arbeiterparlament, wie die Welt noch keins gesehen hat.

Delegirte zum internationalen Kongress: Freiburg i. B.: Haag — Viefefeld: Schneider A. Zwiener — Deutsche Drechsler: Legien — Hamburg — Leipzig: Tischler August Pfeiffer, Zigarrenfabrikant Friedrich Geyer, Lithograph Karl Pinkau, Former Paul Schiemann — Magdeburger Schneider, Kürschner und Posamentirer: Schneider Holzhausen — Braunschweig — die Berliner Tischler Herrn Theodor Glöckner — Berlin — Hannover: Abg. Meister — Barmen: Abg. Harms — Jülich: Segis.

Aus der Schweiz kommen Fürsprecher, Scherrer und Redakteur Brandt (Grüthverein), Fürsprecher Reichel und Redakteur Steck (Schweizerische Sozialdemokratie) und Sekretär Weck (Gewerkschaftsbund).

An die in der Hausindustrie thätigen Arbeiter Berlins ergeht die Aufforderung, für ihre Vertretung auf dem internationalen Arbeiterkongress in Paris Sammlungen vorzunehmen. Sammelstellen sind zu haben bei folgenden Kommissionsmitgliedern: Zäterow, Schneider, Mauersstr. 9, v. III; Gottschalk, Schneider, Kronenstr. 34/40, v. IV; Kördel, Schuhmacher, Forsterstr. 58, v. I; Osten, Schuhmacher, Zimmerstr. 14 bei Kaufhaus; Feldmann, Buchbinder, Sophienstr. 26/27, v. I. Querg. II; Widler, Buchbinder, Manteuffelstr. 5, v. III r.; Bombin, Sattler, Admiralstr. 15; Maurer, Sattler, Mittelstr. 34; Freiwaldt, Tapezierer, Wienerstr. 9; Gräff, Tapezierer, Lindenstr. 12, v. Querg. III; Köhden, Posamentier, Dresdenerstr. 18, v. III.

Die Metallarbeiter Berlins fordern zu Sammlungen für ihre Vertretung zum internationalen Kongress in Paris auf. Zur Entgegennahme von freiwilligen Beiträgen sind bereit die Kommissionsmitglieder:

Richard Wendler, Reinickendorferstr. 29, Reinicke, Grünthalerstr. 66, Fahrenwald, Dieffenbachstr. 72.

Beiträge für die Berliner Drechsler nehmen entgegen: Richard Tabert, Mühlenerstr. 13; Paul Dybszer, Admiralstr. 26, vorn 3 Tr.; W. Bothe, Steinstr. 15, 1 Tr.; Fritz Stein, Wittenswalderstr. 10, v. 2 Tr.; Franz Kautenberg und Theodor Leipart, Michaleckplatz 8, Hof 2 Tr.; Julius Hildebrandt, Wienerstr. 62.

Die Tischleradressen in Berlin sind uns nicht zugegangen. Eile thut jedoch noth, da die Delegirten Mitte nächster Woche reisefertig sein müssen.

Politisches und Sozialpolitisches.

Der „Reichsanzeiger“ veröffentlicht drei Erlasse des Reichskanzlers an den deutschen Gesandten in Bern d. d. Berlin, den 5. Juni, Berlin, den 6. Juni und Varzin, den 26. Juni. Aus diesen Schriftstücken ersehen wir zunächst, daß nicht, wie man vielfach angenommen hatte, der junge Graf Bismarck die Verhandlungen mit der Schweiz geführt hat, sondern der Reichskanzler selber. Die Erklärungen, welche in diesen Schriftstücken der deutsche Gesandte aufgefördert wird, dem Chef des wärtigen Departements der Schweiz, Herrn Droz, vorzulesen, sind sehr schroffer, kategorischer Art, enthalten aber inhaltlich wenig, was nicht schon in der „Nordd. Allg. Ztg.“ ausgeführt wäre: es seien sozialdemokratische Schriften aus der Schweiz verbreitet worden, anarchische Verbrecher seien aus der Schweiz gekommen, dem Wohlgemuth habe man nicht die gebührende Behandlung wiederfahren lassen — der Niederlassungsvertrag vom 27. April 1876 verbiete es der Schweiz, Deutsche dort Wohnsitz nehmen zu lassen, wenn sie nicht mit einem Leumundszeugniß der deutschen Regierung versehen seien.

Da nun, so heißt es weiter, Deutschland nicht mehr im Stande sei, sich gegen die Untriebe und Brandschriften der in der Schweiz geduldeten deutschen Reichsfeinde durch Beobachtung an Ort und Stelle zu schützen, so sei Deutschland genöthigt, die Kontrolle des feindlichen Treibens auf die deutsche Seite der Grenze zu verlegen, obwohl dies doch nur unvollständig und mit großem Schaden für den friedliebenden Theil beider Länder durchgeführt werden könne. Schließlich droht der Kanzler mit der **Kündigung des Niederlassungsvertrages**. Diese Kündigung ist nach Artikel 11. des Vertrages jederzeit möglich. Der Vertrag bleibt dann in Geltung, „bis zum Ablaufe eines Jahres von dem Tage an, an welchem der eine oder der andere der vertragenden Theile ihn gekündigt hat.“ Bis zum Ablaufe dieses Jahres wird aber hoffentlich die Temperatur eine etwas kühlere geworden sein und wird Deutschland, welches kein „wildes Land“ sein will, der zweifelhafte Ruhm erspart bleiben, die Schweizer aus Deutschland, gleich den Polen, auszuweisen und hunderttausend Deutsche, welche heute in der Schweiz freiwillig oder als politische Flüchtlinge ihr Brod erwerben, aus den Grenzen der Eidgenossenschaft ausgewiesen zu sehen.

Soweit ist es nunmehr glücklich gekommen, daß die für den September geplante internationale Regierung-Arbeiterschulungskonferenz in der Schweiz alle Aussicht hat, „verschoben“, d. h. ad calendas graecas vertagt zu werden. Die „Fr. Z.“ kann mittheilen, daß „anzunehmen“ sei, der Kongress werde verschoben, „sofern bis dahin der deutsch-schweizerische Konflikt seine Erledigung nicht fände.“

Verboten! In München sind von der dortigen Polizei zwei Arbeiterversammlungen, in denen der internationale Arbeiterkongress in Paris die Tagesordnung bilden sollte, von vornherein verboten worden. — Der Dresdener Polizeipräsident verbietet Sammlungen zum Zweck der Besichtigung des Kongresses. — In Mainz verbietet man Versammlungen und Sammlungen. — Der „N.-M.“ giebt bekannt, daß der „Verein für volksthümliche Wahlen für Pforzheim und Umgegend“ auf Grund des Sozialistengesetzes verboten worden ist.

Verboten und wieder freigegeben wurde die Nummer 74 des „Südwestdeutschen Volksblattes“ und zwar wegen Abdruck des Artikels über den badischen Fabrikinspektor aus der „Neuen Zeit“.

Aufgelöst wurde in Berlin: am Sonnabend die öffentliche Versammlung der Bauarbeiter, als Herr Wallentin ausführte, wie die Maschine dem Arbeiter das Brod nehme — am Dienstag die öffentliche Wahlvereinsversammlung im 2. Berliner Wahlkreis, als Herr Max Schippel ohne jede weitere Bemerkung konstatierte, daß die freiwählige Partei für die letzten großen Militärerhöhungen gestimmt habe — am Mittwoch die Wahlvereinsversammlung im 5. Kreise, als nach 1/2 stündiger Rede Herr Max Baginsky die Worte gebrauchte: „Die Arbeiter haben erkannt, daß die Klust zwischen denen, die arbeiten und nichts haben, und denen . . .“ — am demselben Tage die Wahlvereinsversammlung im 4. Kreise, als in der Diskussion Herr Kunert meinte, in China herrsche eine wahre Mutterfreiheit im Vergleiche zu unseren Zuständen — am Donnerstag die Versammlung der streikenden Maler und Anstreicher, als Herr Hohlwegler bemerkte, die Bevölkerung würde ihre Sympathien den Streikenden zuwenden, es sei eine Frechheit der Kapitalisten, die Arbeiter zu beschöfnen.

Eine Versammlung von Vergarbeiter-Delegirten von 37 Zechen hat am Sonntag in Dortmund unter dem Vorsitz des Herrn Schröder stattgefunden. Die Ausführungen einzelner Delegirten gipfelten darin, daß die alten Leibelände noch jetzt existiren, daß eine Lohnerhöhung fast nirgends eingetreten sei und die Zechenbeamteten nach dem Streik noch viel rücksichtsloser aufträten, als vorher. Welcher Druck auf die Leiter der Versammlung ausgeübt wird, geht aus folgender Aeußerung des Grubendirektors von Zeche „Kaiserstuhl-Weisalia“ hervor. Derselbe sagte zu Herrn Schröder: „Wenn noch einmal die Firma Bunte, Schröder, Siegel in der Zeitung unter einer Bekanntmachung oder Erklärung steht, wird Ihnen gekündigt!“ Schröder soll auch bereits den „Abhefischer“ erhalten haben. — Von der von der Regierung angeordneten obrigkeitlichen Untersuchung können sich die Bergleute nicht viel versprechen. Die Zechenverwaltungen schicken zumest solche Bergleute zu der Untersuchungskommission, die gar nicht gestreikt haben, oder solche, von denen sie wissen, daß sie den Mund kaum aufthun.

Gewerkschaftliches, Versammlungen.

Die Töpfer streiken in Köln b. Weiden, Fürstenwalde Gera, Magdeburg (die Nachricht von der Beendigung des Streiks war also von den Unternehmern erfunden), Gästrow, Nürnberg, Hamburg, Eberswalde, Dresden und Rottbus.

Die Berliner Maurer haben nunmehr den Generalstreik aufgehoben und beschlossen: 1. Die Einführung der neunstündigen Arbeitszeit wird so lange als Forderung erhalten, bis dieselbe streng durchgeführt ist. 2. Wo die neunstündige Arbeitszeit und 60 Pf. Stundenlohn bewilligt sind, kann die Arbeit aufgenommen werden. Jeder Streikende, der unter diesen Bedingungen keine Arbeit erhält, hat sich täglich in seiner Filiale zu melden und wird derselbe unterstützt. 3. Sämmtliche Maurer Berlins und Umgegend haben die Sammlungen wieder aufzunehmen, jedoch nicht unter 1 Mark pro Woche, um die am 23. Mai d. J. gefasste Resolution zur vollen Durchführung zu bringen. — Geldbewandern richtet man an Wilhelm Kerstan, Berlin, Dresdenerstr. 116 bei Wendt. Alle Arbeiterblätter erlauben wir um Nachdruck. J. A.: Julius Bernan, Zionskirchplatz 2, 3 Tr.

Auch die Maler und Anstreicher Berlins sind nun in den Lohnkampf energisch eingetreten. Eine Rieserversammlung beschloß: Die Maler und Anstreicher legen in sämmtlichen Werkstätten die Arbeit nieder und nehmen dieselbe nicht eher wieder auf, bis eine genügende Anzahl Arbeitgeber die in der Versammlung vom 7. April aufgestellten Forderungen (56 Pf. Lohn, 9 stündige Arbeit, Anerkennung des Arbeitsnachweises der Gesellen, für Anstreicher 50 Pf. Lohn.) anerkannt und bewilligt haben. Alle unverheiratheten Kollegen haben laut Beschluß der Versammlung Berlin zu verlassen. Der Arbeitsnachweis der Innung ist zu meiden.

Zimmerleute Berlins und der Umgegend. Ihr alle wißt, daß Geld noth thut, Ihr alle wißt, daß der neue Kampf neue, ja noch größere Mittel, als der erste erfordern wird. Daher sammelt die von Euch beschlossene Mark pro Woche. Platzhissen sind zu haben bei den Kameraden Jäckel, Blumenstr. 19; Knäuper, Greifswalderstr. 29, v. 3 Tr.; Rippe, Eisenbahnstr. 37; Schmidt, Laufgüterstr. 3; Raumann, Steinmetzstr. 28; Ordlund, Sieglitzerstr. 58, bei Reilen; Steh, Wildnaderstr. 26, v. 4 Tr.; Leonhardt, Antonstr. 34, v. 4 Tr.; Schreiber, Oeselestr. 82.

Große öffentliche Versammlung der Schlosser, Maschinenbauer und Bergbauingenieure am Montag, d. 8. d. M. im Oslum, Landberger Allee 39, Abends 8 1/2 Uhr: 1. Wie stellen sich die Schlosser und Maschinenbauer zur Vertiefung der Arbeitszeit? 2. Diskussion. 3. Verschidenes. Die Genehmigung ist ertheilt. Der wichtigsten Tagesordnung wegen ist es Pflicht eines jeden Kollegen, pünktlich zu erscheinen.

Freie Vereinigung der Zuschneider, Stepper und Porrtichter Berlins Sonnabend, den 6. Jul. Abends 8 1/2 Uhr, Alte Jakobstr. 83. Tagesordnung: 1. Kasienbericht, 2. Vorlesung aus Heft 3 der Berliner Arbeiter-Bibliothek: Die Frauenfrage.

Große öffentliche Lackirer-Versammlung Sonnabend Abend präz. 8 1/2 Uhr in Scheffers Salon, Inselstr. 10: Stellungnahme zum Malerstreik.

Große öffentliche Modelltischler-Versammlung Sonnabend Abends 8 Uhr bei Täger, Gartenstr. 13: Organisationsfrage und Besichtigung des internationalen Kongresses.

Große öffentliche Versammlung der Schuhmacher Berlins Montag Abend 8 Uhr in Feuersteins großem Saal, Alte Jakobstr. 75. Tagesordnung: Was hinderte die Schuhmacher, dieses Jahr in eine Lohnbewegung einzutreten? Referent Rich. Baginsky.

Für die streikenden Vergarbeiter gingen ein: J. B. in Görlitz Nr. 4, 70.

Verschiedene Berichte mußten leider wegen Raum-mangels zurückbleiben.

Wirksame Agitation! Gelesene Nummern der „Arbeiterblätter“ wirft man nicht weg, sondern sendet dieselben unter Arcuzband mit einer 3 Pfennig-Marke versehen abwechselnd an verschiedene unserer Bewegung angehörige Personen.